

FORVM

ÖSTERREICHISCHE MONATSBLÄTTER FÜR KULTURELLE FREIHEIT

V. JAHR

WIEN  1958

HEFT 50

BRUNO KREISKY

DIE ÜBERFORDERTE UNO

OHNMACHT UND MÖGLICHKEITEN DER VEREINTEN NATIONEN

FRANZ GRÖSSL

KANN EIN KATHOLIK SOZIALIST SEIN?

WERNER SCHARNDORFF

CHRUSCHTSCHEW BRAUCHT BUNDESGENOSSEN

FRIEDRICH HACKER

PSYCHOLOGIA AUSTRIACA

DER ÖSTERREICHISCHE ANTEIL AN DER LEHRE SIGMUND FREUDS

EIN BRIEFWECHSEL ÜBER DIE ATOMBOMBE

(MAX VON LAUE — FRIEDRICH TORBERG)

ZUM 150. GEBURTSTAG DAUMIERS

MIT DREI REPRODUKTIONEN

WILLY HAAS ÜBER BRECHT

W. H. AUDEN ÜBER MUSIK BEI SHAKESPEARE

MIKES ÜBER FREIHEIT IN SIAM

HANSRES JACOBI

DIE HEIMAT DER ESSAYISTEN

S 6.—
DM 1.50
SFr. 1.50

FORVM steht im fünften Jahrgang und legt hiemit sein fünfzigstes Heft vor.

FORVM zählt führende Publizisten sowohl aus Österreich wie aus den anderen Teilen des deutschen Sprachgebietes zu seinen Mitarbeitern und hat Beiträge bedeutender fremdsprachiger Autoren erstmals in deutscher Übersetzung veröffentlicht.

FORVM versucht seinem Namen und seiner Bestimmung dadurch gerecht zu werden, daß es den Vertretern der divergentesten Weltanschauungen offensteht — unter der einzigen Voraussetzung, daß sie sich zur Demokratie und zur individuellen Freiheit bekennen. In den bisher erschienenen Heften kamen so scharf und unterschiedlich profilierte Persönlichkeiten zu Wort wie HANNAH ARENDT, KARL BEDNARIK, IMMANUEL BIRNBAUM, FRANZ BORKENAU †, CHRISTIAN BRODA, KARL CZERNETZ, WLADIMIR DEDIJER, KLAUS DOHRN, HEINRICH DRIMMEL, FRIEDRICH FUNDER, DIEGO HANS GOETZ O. P., FERDINAND GRAF, FRANZ GRÖSSL, JACQUES HANNAK, FRIEDRICH HEER, THEODOR HEUSS, JOSEF HOLAUBEK, RUDOLF KALMAR, REINHARD KAMITZ, BENEDIKT KAUTSKY, BRUNO KREISKY, HERBERT LÜTHY, ALFRED MALETA, OTTO MAUER, HANS-JOACHIM VON MERKATZ, ALFRED MOZER, RUDOLF PECHEL, ANDRÉ PHILIPPE, MORGAN PHILLIPS, BRUNO PITTERMANN, OSCAR POLLAK, JULIUS RAAB, OTTO ROEGELE, WILHELM RÖPKE, ADOLF SCHÄRF, CARLO SCHMID, PAUL HENRI SPAAK, PETER STRASSER, HANS THIRRING, LUJO TONCIC-SORINJ, KARL WALDBRUNNER, ADAM WANDRUSZKA und viele andere.

FORVM bemüht sich um eine ähnlich lebendige Gestaltung auch seines kulturellen Teils, berichtet über die wichtigsten Strömungen und Leistungen auf dem Gebiet der Literatur, der Bildenden Kunst und des Films und bringt in jedem Heft eine informative kritische Rückschau über die Wiener Theater- und Musikereignisse. Größere Aufsätze stammten von THEODOR W. ADORNO, W. H. AUDEN, FELIX BRAUN, MAX BROD, RUDOLF BRUNNGRABER, FRANZ THEODOR CSOKOR, HELMITO VON DODERER, HERBERT EISENREICH, REINHARD FEDERMANN, O. M. FONTANA, A. P. GÜTERSLOH, MICHAEL GUTTENBRUNNER, WILLY HAAS, FRIEDRICH HANSEN-LOEVE, ERICH HELLER, FRITZ HOCHWÄLDER, HANS HOFF, WERNER HOFMANN, KARL AUGUST HORST, HANSRES JACOBI, JOHANNES JACOBI, ADOLPH KLARMANN, ARTHUR KOESTLER, THEODOR KRAMER, ERNST KRENEK, FRIEDRICH LEHMANN †, ERNST LOTHAR, KURT MARKO, SIEGFRIED MELCHINGER, ROBERT NEUMANN, WOLFGANG PEHNT, HEINZ POLITZER, EVA RÖDER, HEINRICH SCHNITZLER, OSCAR FRITZ SCHUH, IGNAZIO SILONE, STEPHEN SPENDER, MANÈS SPERBER, HANS ULRICH STAEPS, H. H. STUCKENSCHMIDT, W. E. SÜSKIND, FRANZ TAUCHER, FRITZ THORN, BRUNO WALTER, HERBERT ZAND, CARL ZUCKMAYER, HARALD ZUSANEK und vielen anderen.

FORVM stellt aktuelle Fragen des politischen und geistigen Lebens zur Diskussion, die oft durch mehrere Hefte fortgeführt wird und an der sich in einer eigens hiefür vorbehaltenen Rubrik auch die Leser beteiligen. Solche Diskussions-Themen waren unter anderem: „Gespräch mit dem Feind“, „Glanz und Elend des kommunistischen Manifests“, „Atombombe und Bergpredigt“, „Sinn und Unsinn der Wahlpropaganda“, „Selbstkontrolle der Presse“, „Marx und der demokratische Sozialismus“, „Was bedeutet modern?“, „Revision der Klassiker“, „Seit wann besteht Österreich?“, „Funktion und Grenzen der Theaterkritik“, „Gibt es eine österreichische Nation?“, „Was wird aus Ungarn?“ (Dezember 1956), „Was ist aus Ungarn geworden?“ (Dezember 1957), „Die Chancen der Überparteilichkeit“, „Kitsch und Kunst“, „Der neue Programm-Entwurf der SPÖ“.

FORVM veröffentlichte — neben den regelmäßigen Beiträgen seiner Herausgeber FRIEDRICH ABENDROTH, FELIX HUBALEK, ALEXANDER LERNET-HOLENIA und FRIEDRICH TORBERG — Ungedrucktes aus dem Nachlaß von RICHARD BEER-HOFMANN, FRITZ VON HERZMANOVSKY-ORLANDO, HUGO VON HOFMANNSTHAL, KARL KRAUS, ALFRED POLGAR, ARTHUR SCHNITZLER und FRANZ WERFEL.

FORVM, heute im In- und Ausland als die repräsentative kulturpolitische Zeitschrift Österreichs anerkannt, erscheint mit Unterstützung des „Congrès pour la Liberté de la Culture“ am Beginn eines jeden Monats in Wien.

INHALT

Monatskalender	42
<i>Friedrich Torberg</i> : 2 mal 2 ist immer noch 4	43
Glossen zur Zeit	44
<i>Bruno Kreisky</i> : Die überforderte UNO	46
<i>Franz Grössl</i> : Über das Absolute in der Politik	49
<i>Werner Scharndorff</i> : Chruschtschew braucht Bundesgenossen	51
<i>Friedrich Hacker</i> : Psychologia Austriaca	54
<i>George Mikes</i> : Frei kriechende Siamesen	57
FORVM DES LESERS	60

THEATER

Kritische Rückschau	62
<i>Willy Haas</i> : Aufstieg und Fall des Dichters Bertolt Brecht	64

LITERATUR

<i>Hansres Jacobi</i> : Gutes Klima für Essayisten	66
Bestseller 1957	69

BILDENDE KUNST

<i>Fritz Thorn</i> : Berühmt und verkannt zugleich	70
--	----

MUSIK

<i>W. H. Auden</i> : Musik bei Shakespeare	74
<i>Hanns Winter</i> : Mozarts Dauerresidenz: Wien	77

FILM

<i>Hans Winge</i> : Die mürrischen Idole	79
--	----



REDIGIERT VON FRIEDRICH ABENDROTH · FELIX HUBALEK · ALEXANDER LERNET-HOLENIA ·
FRIEDRICH TORBERG

Nicht signierte Beiträge sind Gemeinschaftsarbeiten von Mitgliedern der Redaktion
Signierte Beiträge drücken die Meinung ihrer Autoren aus, nicht unbedingt die des FORVM
Die „Post Scriptum“-Notizen von Friedrich Torberg sind durch „P. S.“ gekennzeichnet

MONATSKALENDER DER WELTPOLITIK: JANUAR 1958

1. Die zwischen Frankreich, Deutschland, Italien und den Benelux-Staaten abgeschlossenen Verträge über Gemeinsamen Markt und Euratom treten in Kraft.
2. Venezolanische Truppen beginnen einen Aufstand gegen die Regierung Jiménez. — Die „Afrikanisch-Asiatische Solidaritätskonferenz“ wendet sich in ihrer Schlußresolution gegen die Eisenhower-Doktrin und den Bagdad-Pakt.
3. Präsident Jiménez erklärt, der Militäraufstand in Venezuela sei niedergeschlagen.
4. Macmillan erklärt in einer Rundfunkrede, der Abschluß eines Nichtangriffspakts mit der Sowjetunion könne nichts schaden, die wichtigste Garantie für die Erhaltung des Friedens sei jedoch das bestehende Gleichgewicht der Kräfte. — Die schwedische Regierung verbietet die Ausfuhr von Waffen nach Indonesien.
5. Eine indonesische Militärmission trifft in Belgrad ein, um über Waffenkäufe zu verhandeln; sie will ihre Bemühungen in Warschau und Prag fortsetzen.
6. Der britische Schatzkanzler Thorneycroft tritt aus Protest gegen die Finanzpolitik der Regierung zurück; zu seinem Nachfolger wird der bisherige Landwirtschaftsminister Heathcoat Amory ernannt. — Präsident Soekarno nach Delhi abgereist; er erklärt, seine „Erholungsreise“ werde ihn durch eine Reihe asiatischer und afrikanischer Länder führen. — Moskau gibt bekannt, daß sich der künstliche Erdsatellit „Sputnik I“ in der Atmosphäre aufgelöst habe.
7. Der rumänische Ministerpräsident Petru Groza gestorben. — Macmillan tritt seine Commonwealth-Reise an.
8. Das israelische Parlament spricht der neugebildeten Regierung Ben Gurion das Vertrauen aus. — Macmillan in Delhi.
9. Botschaft Präsident Eisenhowers an den Kongreß: Für erhöhte Investitionen in den unterentwickelten Gebieten, für wissenschaftliche Zusammenarbeit mit den Alliierten, für ein Kulturabkommen mit der Sowjetunion und neue Bemühungen um Abrüstungsgespräche. — Manöver in Djakarta zur „Intensivierung der nationalen Wachsamkeit“.
10. Neue Noten Bulganins an die Westmächte: Abhaltung einer „Gipfelkonferenz“ in zwei bis drei Monaten gefordert. — Dulles erklärt auf einer Pressekonferenz, die sowjetische Note enthalte nichts Neues; eine „Konferenz auf höchster Ebene“ sei erst nach gründlicher Vorbereitung möglich.
11. Macmillan spricht sich in Delhi für die Abhaltung einer Außenministerkonferenz aus.
12. Eisenhower antwortet Bulganin, er sei bereit, nach entsprechender Vorbereitung mit den sowjetischen Führern zusammenzutreffen. — Ollenhauer fordert in einer Rundfunkrede die Freilassung der 7000 politischen Häftlinge in der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands. — Soekarno wird in Kairo von Nasser empfangen.
14. Radio Prag bemängelt Eisenhowers Antwort an Bulganin, die in Moskau noch nicht veröffentlicht worden ist, als „unrealistisch“ und „wenig aufbauend“.
15. Adenauer bezeichnet Bulganins Briefkampagne als „groß-angelegtes Störmanöver“, das keinen ernsthaften Versuch zur Verständigung enthalte. — Der deutsche Botschafter in Kairo gibt der Arabischen Liga die Zusicherung, die Bundesregierung beabsichtige weder Waffenlieferungen an Israel noch die Aufnahme diplomatischer Beziehungen.
17. Radio Moskau berichtet von dreitägigen Besprechungen Chruschtschews mit Gomulka und Cyrankiewicz; nach Ansicht der italienischen KP-Zeitung „Unità“ war der Rapacki-Plan Thema der Unterredungen. — Soekarno in Belgrad von Tito empfangen.
19. Vor der algerischen Küste wird der jugoslawische Frachter „Slovenija“ mit 95 t Waffen und 55 t Munition von einem französischen Zerstörer aufgebracht. — In Djakarta wird ein indonesisch-japanischer Friedens- und Reparationsvertrag unterzeichnet; Japan wird Indonesien in den nächsten zwölf Jahren je 20 Mill. Dollar bezahlen.
20. Nach einer Erklärung Pineaus sind die vom jugoslawischen Frachter „Slovenija“ transportierten Waffen von einem Agenten der „Nationalen Befreiungsarmee“ Algeriens in Prag gekauft worden. — Macmillan in Neuseeland.
21. Neue Kämpfe zwischen aufständischen Militäreinheiten und Regierungstruppen in Venezuela; die Regierung Jiménez erläßt ein Ausgehverbot. — Adenauer antwortet Bulganin.
22. Dulles reist zur Tagung der Bagdadpakt-Staaten nach Ankara. — Die österreichische Regierung veröffentlicht ihre Antwortnote an Bulganin.
23. Die Regierung Jiménez wird gestürzt; der Präsident flieht ins Ausland; die siegreichen Aufständischen bilden eine Militärjunta unter Führung des Admirals Larrazabal.
24. Die im Deutschen Bundestag aufgestellte Behauptung der Abgeordneten Heinemann (SPD) und Dehler (FDP), daß Adenauer die Wiedervereinigung Deutschlands verhindert hätte, ruft heftigen Widerspruch hervor.
25. Chruschtschew behauptet in einer in Minsk gehaltenen Rede, die Sowjetunion habe sich 1955 in Genf nicht dazu verpflichtet, freie Wahlen zur Wiedervereinigung Deutschlands zu ermöglichen. — Demonstrationen in der venezolanischen Hauptstadt Caracas; der frühere argentinische Diktator Peron flieht in die dominikanische Botschaft. — Der Pressechef des ungarischen Außenministeriums erklärt, während und nach der Revolution sei niemand in die Sowjetunion deportiert worden; Imre Nagy halte sich noch immer in Rumänien auf, über den Verbleib von István Bibó sei ihm nichts bekannt.
27. Beginn der Bagdadpakt-Konferenz in Ankara; Bombenanschläge auf die dortige amerikanische Botschaft und auf eine amerikanische Buchhandlung. — Rücktritt Kádárs; neuer ungarischer Ministerpräsident wird Ferenc Münnich. — Amerikanisch-sowjetisches Kulturabkommen unterzeichnet.
28. Macmillan in Australien. — Tito kündigt die Wiedereinführung „freiwilliger Jugendbrigaden“ an. — Soekarno reist von Burma nach Thailand.
29. Adenauer weist in einer Rundfunkrede die Vorwürfe Dehlers und Heinemanns zurück. — Soekarno in Tokio.
31. Der erste amerikanische Erdsatellit abgeschossen. — In Belgrad beginnt ein Prozeß gegen drei ehemalige Sozialdemokraten, die einer „Verschwörung“ beschuldigt werden.

Sogar ein Musical wirft sich in die Brust, wenn es 50 Aufführungen erlebt. Eine Monatsschrift, die noch dazu im erwiesenen Verruf steht, für „Intellektuelle“ geschrieben zu sein, dürfte das Erscheinen ihres 50. Hefts doch gleichfalls zum Anlaß gelinder Selbstbeweihräucherung nehmen. Denn an der Wiege — wir denken's noch, als wäre es gestern gewesen — an der Wiege wurde uns kein fünfter Jahrgang und kein fünfzigstes Heft gesungen. Was uns damals entgegenklang, war zum geringeren Teil der aufmunternde Zuspruch eines Häufleins Gutgesinnter; zum größeren Teil waren es die Unkenrufe der Pessimisten und das häßliche Krächzen derer, die sich von uns getroffen fühlten. Wir wollen nichts verschreien: aber es scheint, als hätten die Gutgesinnten recht behalten. Jedenfalls sind die Unkenrufe verstummt. Und das Krächzen der Getroffenen tönt uns heute noch lieblicher in die Ohren als damals. — Damit beenden wir den autobiographischen Teil unsrer heutigen Ausführungen. Vielen Dank.

*

Auch ein sozusagen zeitgeschichtliches Resümee der letzten fünfzig Monate ließe sich in ähnlicher Kürze formulieren: 2 mal 2 ist immer noch 4. Mit andern Worten: die Prämissen, von denen unser erstes Heft ausgegangen ist, sind immer noch gegeben. Die mörderische Bedrohung all dessen, was wir der Einfachheit halber unter den Begriffen „Freiheit“ und „Menschenwürde“ zusammenfassen, dauert an. Deshalb kämpfen wir nach wie vor gegen Diktatur und Totalitarismus in jeder Form. Und wir lassen uns da von keinen Formschwankungen irritieren.

Das ist nicht immer ganz leicht. Manchmal verurteilt es uns sogar dazu, langweilig oder geistlos zu erscheinen. Schlimmeres kann einer Zeitschrift, welche die Vorzüge kultureller Freiheit demonstrieren will, kaum widerfahren. Aber wenn uns zuzeiten kein anderer Geist anweht als beispielsweise der Geist von Genf, dann bleiben wir lieber geistlos. Und was die Langweile betrifft . . . mein Gott, *nur* um ihr zu entgehen, gibt man keine unveräußerlichen Prinzipien auf und befürwortet

keine Fronteinbrüche, deren Folgen dann auf eine ganz infernalische Art kurzweilig wären.

Gerade in der letzten Zeit ist das Plädoyer für diese Fronteinbrüche — sie werden in der diplomatischen Tarnsprache „neutrale Zonen“ genannt — wieder einmal auf Touren gekommen. Wenn man die nahezu flehentliche Lautstärke vernimmt, mit der allenthalben nach „Gesprächen mit den Sowjets“ und nach „Erforschung ihrer wahren Absichten“ gerufen wird, so könnte man meinen, daß noch niemals mit den Sowjets gesprochen wurde und daß sie ihre wahren Absichten noch niemals kundgetan hätten. Sie tun es doch wirklich bei jeder Gelegenheit. Und man kann von ihnen wirklich nicht verlangen, es bei jeder Gelegenheit so gründlich und unzweideutig zu tun wie in Ungarn. Daß sie dabei „von ihrem Standpunkt aus“ recht haben, ist ihnen ohne weiteres zugestanden. Auch der Einbrecher, der von einem Polizisten überrascht wird und ihn niederknallt, hat von seinem Standpunkt aus recht. Es fragt sich nur, inwieweit man sich seinen Standpunkt zu eigen machen soll.

Eigentlich dürfte sich derlei gar nicht erst fragen. Aber es fragt sich. Und zwar von westlicher Seite. Das Fatale an der vom Westen so eifrig an den Tag gelegten Verhandlungsbereitschaft liegt ja keineswegs darin, daß man mit den Sowjets unterhandeln will, sondern daß man das auf einer a priori von ihnen bestimmten Grundlage tun will, eben „von ihrem Standpunkt aus“; daß man somit auf die aprioristische Festlegung des eigenen Standpunkts verzichtet und sich freiwillig jeder Chance entäußert, ihn durchzusetzen. Solche Chancen gibt es nämlich, und der bloße Versuch ihrer Wahrnehmung würde jedes Gespräch rechtfertigen. Ungarn zum Beispiel — zum peinlichen, lästigen, ja wohl gar langweiligen Beispiel, wir geben's ja zu —, Ungarn war eine solche Chance. Und war weder die einzige noch die letzte.

Es könnte sein, daß eine solche Chance jetzt wieder gegeben ist und daß ein Gespräch mit dem Kreml nicht aussichtslos wäre. Dazu müßte es freilich unter andern Voraussetzungen zustande kommen, als sie von jenen

westlichen Gesundbetern propagiert werden, die in jedem sowjetischen Kraftakt einen Beweis ehrlicher Friedensbereitschaft erblicken und in jeder amerikanischen Bemühung, das Kräfteverhältnis wenigstens in der Balance zu halten, eine moralisch verwerfliche und politisch sinnlose Provokation.

Dennoch könnten sich die Vertreter der freien Welt am Verhandlungstisch behaupten — hätten sie ihre Augen nur etwas weniger manisch auf jene „Fronten“ gerichtet, die da unbedingt „in Bewegung“ kommen sollen, und etwas genauer auf jene, die *innerhalb* des Kremls bereits in Bewegung gekommen sind. Natürlich wissen wir nicht, was die jüngsten Verschiebungen in der Kreml-Hierarchie bedeuten. Wir haben jedoch — und das ist neu — einigen Grund zu der Annahme, daß auch die Kreml-Hierarchen selbst es nicht mehr so ganz genau wissen, die schiebenden wie die verschobenen. Gewiß, solange in der Sowjetunion und ihrem Satellitenreich eine totalitäre Diktatur herrscht, die sowohl aus innerer wie aus äußerer Nötigung, sowohl aus ihrer ideologischen wie aus ihrer imperialistischen Konzeption gar nicht anders kann, als die Weltherrschaft anstreben — solange ist an dem Gesetz, nach dem sie angetreten, nicht zu rütteln. Aber es gibt Konstellationen, in denen die Durchführungsverordnung sich vor das erlassene Gesetz schiebt. Unter Umständen stellt sie es sogar in Frage. Vielleicht liegen solche Umstände gerade jetzt vor. Dies zu erforschen und sich danach zu richten, wäre eben die Aufgabe der westlichen Diplomatie, wäre der einzig fruchtbare Sinn eines Ost-West-Gesprächs. Einer klugen und selbstbewußten Strategie des Westens, allerdings *nur* einer solchen, könnte es sogar glücken, die Entwicklung jener Umstände zu fördern und zu beeinflussen. Auch das ist eine Chance, die sich nicht zum erstenmal böte.

*

Wenn nicht alles täuscht, befindet sich der Kreml wieder auf dem Weg zur Ein-Mann-Diktatur. Das wäre nur natürlich, denn auf die Dauer gibt es keine Diktatur ohne Diktator. Aber auch mit Diktator gibt es sie auf die Dauer nicht. Das ist ebenso natürlich. Es gibt auf die Dauer keine Diktatur. 2 mal 2 ist immer noch 4.

FRIEDRICH TORBERG

GLOSSEN ZUR ZEIT

„DISENGAGEMENT“

ist das neue Modewort in der Weltpolitik, und es hat gute Aussicht, ebenso populär zu werden wie die vom Salon Dior kreierte Sackmode oder die vom Salon Nikita kreierte Koexistenz. „Disengagement“ ist englisch und ist ebenso schwer zu übersetzen wie das ihm nah verwandte „appeasement“, wobei die Verwandtschaft natürlich nicht in der Wurzel liegt, sondern in der Haltung und besonders in der Biegung; also doch in der Wurzel. Die Politik des „Disengagement“ geht von der Voraussetzung aus, daß die unerträglich angespannte Weltlage sich grundlegend entspannen müßte, wenn die Armeen der beiden großen Machtblöcke einander nicht mehr unmittelbar in der Mitte Europas — und das heißt: in der Mitte Deutschlands — gegenüberstünden. Nun ist aber die gespannte Lage keineswegs aus der direkten Berührung oder Berührungsmöglichkeit der beiderseitigen Armeen entstanden; ja sie ist dort, wo die Berührung am nächsten ist, keineswegs am gespanntesten. Als ungleich gefährlicher müßte auf Grund aller Erfahrungen ein Vakuum angesehen werden. Das einzige bisher praktisch durchgeführte Disengagement hat sogar schnurgerade zum Krieg geführt. Als sich die amerikanischen Truppen in Korea freiwillig zurückzogen und der damalige amerikanische Staatssekretär Dean Acheson erklärte, daß Südkorea nicht zum amerikanischen „Verteidigungsradius“ gehöre, bestand das Resultat nicht etwa in Entspannung, sondern in der von Rotchina und Sowjetrußland unterstützten Attacke der Nordkoreaner. Das scheint uns eher dafür als dagegen zu sprechen, daß im Falle eines amerikanischen Abzugs aus Westdeutschland und eines sowjetischen Abzugs aus Ostdeutschland etwas ganz Ähnliches geschehen könnte. Die für einen solchen Fall erforderliche Dolchstoßlegende ist in Vorbereitung; im Deutschen Bundestag konnte man bereits zu hören bekommen, daß der nordkoreanische Angriff damals nicht unprovokiert gewesen sei — vielmehr habe der böse, alte Syngman Rhee geplant, die Wiedervereinigung Koreas mit Gewalt durchzuführen. Bei etwas gutem Willen würde sich vielleicht auch in Deutschland ein böser, alter Sündenbock finden.

Ein weiterer Irrtum, der dem generellen Wunschbild von den entspannenden Folgen eines Disengagements zugrundeliegt, be-

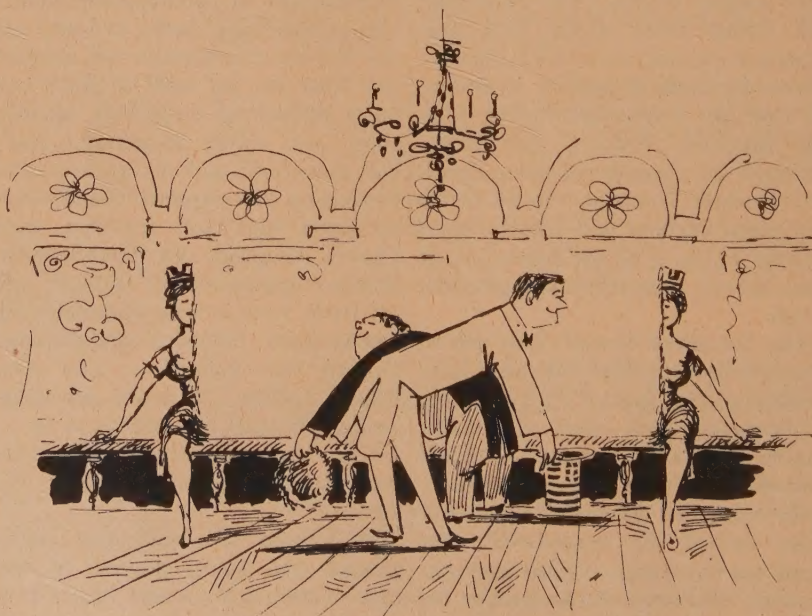
steht in der Annahme, daß Europa das Hauptspannungsfeld und der wichtigste, vielleicht gar einzig aktuelle Schauplatz sei, auf dem der kalte Krieg ausgetragen werde und in einen heißen übergehen könnte; die Spannung in der Welt, so wird geschlossen, müßte also im gleichen Maße abnehmen, in dem sie in Europa abnimmt. Dieses „europazentrische“ Weltbild ist fast so unhaltbar wie das „germanozentrische“, das soeben in der makabren außenpolitischen Debatte des Deutschen Bundestags den FDP-Führer Reinhold Maier zu der Behauptung trieb, daß der Weltfriede gesichert wäre, wenn und sobald das Problem „Deutschland-Sowjetunion“ gelöst sei. In Wirklichkeit — zu welcher beispielsweise die deutsche Ostgrenze gehört — wäre das deutsche Problem auch durch die Wiedervereinigung noch nicht gelöst, so wenig wie das europäische Problem durch die Lösung des deutschen und die Weltprobleme durch die Lösung des europäischen. Man sollte nicht übersehen, daß die wesentlichen Spannungsfelder *außerhalb* Europas liegen.

Daß dies in Deutschland gelegentlich übersehen wird, und daß man die Lösung eines so wichtigen Teilproblems wie des deutschen hier fälschlich mit der Lösung

aller Weltprobleme gleichsetzt, läßt sich immerhin noch verstehen. Weniger verständlich ist die Beharrlichkeit, mit der gerade die heftigsten deutschen Befürworter eines Disengagements den Umstand übersehen, daß sämtliche unter diesem wohlklingenden Namen zusammengefaßten „Pläne“ im Grund auf den Status quo in Europa und besonders in Deutschland abzielen, auch wenn sie immer wieder von der deutschen Wiedervereinigung sprechen. Denn im Falle ernsthafter globaler Verhandlungen würden sich die beteiligten Partner zweifellos am leichtesten über jenen Punkt einigen, zu dessen Erfüllung nichts weiter nötig ist als die Beibehaltung eines schon geschaffenen Zustands.

Im übrigen mutet es höchst seltsam an, daß bei allen Überlegungen über den künftigen Status eines wiedervereinigten Deutschlands fast ausschließlich von den „sowjetischen Sicherheitsbedürfnissen“ die Rede ist und fast gar nicht vom Sicherheitsbedürfnis Westeuropas, besonders Frankreichs, das von Stund an ein zweites Rapallo fürchten müßte; oder Polens, dessen latente Ängste vor einer deutsch-russischen Direktverständigung sich mit verhängnisvollen Konsequenzen aufs neue beleben würden. Die Realisten, die so

POLITISCHES TÄNZCHEN



„Darf ich um das nächste Disengagement bitten?“

FORVM-Zeichnung von Zeller

rücksichtsvoll auf die Wahrung der russischen Interessen bedacht sind, lassen sich aber dadurch nicht hindern, einen Abzug der Sowjettruppen aus den Satellitenstaaten für möglich zu halten, obwohl die Folgen eines solchen Abzugs seit Ungarn völlig außer Frage stehen. Es sind, was noch seltsamer anmutet, die gleichen Realisten, die uns anderseits erklären, Rußland habe in Ungarn nicht anders handeln können. Und wenn man sie auf die Widersprüchlichkeit ihrer Gedankengänge hinweist, verschanzen sie sich hinter einer wahrhaft kapitalen Argumentation: gerade weil Moskau ein echtes Disengagement niemals akzeptieren werde, könne und müsse man es vorschlagen. Ganz abgesehen von der Skrupellosigkeit eines derartigen Manövers — das doch wohl alles überträfe, was man selbst den starrsten „kalten Kriegern“ jemals vorgeworfen hat — muß man es auch als höchst gefährlich brandmarken. Denn man kann die Fundamente der eigenen Position nicht dauernd als abtauschbar oder provisorisch hinstellen, ohne dafür büßen zu müssen. Hingegen kann man sich darauf verlassen, daß die Sowjets sich gegen die innerpolitischen Konsequenzen eines etwaigen Truppenabzugs zu sichern wüßten. Sie würden vorsorglich auf einer gegenseitigen Nichteinmischungsgarantie bestehen und würden eine etwaige Erhebung in einem der freigewordenen Satellitenländer nicht dem Truppenabzug zuschreiben, sondern westlichen Machenschaften. Da nun das Risiko einer solchen Erhebung nur im Osten gegeben ist, würde sich die Gegenseitigkeit einer solchen Garantie in der Praxis einseitig zum Nachteil des Westens auswirken, der keine Möglichkeit hätte, eine Wiederbesetzung geräumter Territorien zu verhindern.

Und damit sind wir wieder bei jenem schwer zu übersetzenden Modewort. Von allen Übersetzungen, die uns Muret-Sanders' vielbewährtes enzyklopädisches Wörterbuch offeriert, sagt uns am ehesten noch die „Entbindung von einem Versprechen“ zu, aber glücklich macht sie uns nicht. Auch mit „Befreien“ und „Freimachen“ kommen wir nicht viel weiter. Wir werden uns wohl am besten darauf besinnen, daß „disengagement“, lange vor seiner politischen Anwendung, der militärischen Begriffswelt angehört hat und soviel wie „Absetzen“ bedeutet. Dieses „Absetzen“ ist jedoch eine durchaus einseitige Tätigkeit. Es setzt sich jeweils ein Gegner vom andern ab. Und der andere pflegt ihm dann nachzusetzen.

k. d.

DER WAFFENSCHMUGGEL

war früher einmal Angelegenheit achtbarer Gauner, die für große Risiken große Gewinne einheimsten, und die insofern neutral waren, als sie die Waffen jedem lieferten, der zahlen konnte und wollte. Heute ist sogar der Waffenschmuggel verstaatlicht und politisiert — daher denn auch die sogenannten fortschrittlichen Länder des Ostens besonders befähigt sind, dieses Geschäft zu betreiben. Indem der totalitäre Staat selbst zum Schmuggel-Unternehmer wird, fallen alle Risiken weg. Das einzig verbleibende Risiko ist das einer diplomatischen Verwicklung. Und das macht nicht viel aus, weil ja unsere gesamte Großraum-Diplomatie ein verwickeltes Gewirr von Komplikationen ist.

Anlaß zu diesem primitiven Gedankengang bietet die jüngst erfolgte Aufbringung des jugoslawischen Frachters „Slovenija“ durch französische Kriegsschiffe in den algerischen Gewässern. Der in Rijeka (dem ehemaligen Fiume) beheimatete Frachter hatte in 3286 Kisten 150 Tonnen Waffen an Bord, rund 6000 Einzelstücke, ein komplettes Sortiment von Revolver bis zur neuesten Infanterie-Rakete. Es waren durchwegs tschechoslowakische Fabrikate und laut Frachtpapieren für New York bestimmt, wohin sich der Frachter unterwegs befand. Dank einem geheimnisvollen „Zund“, wie man in der Ganovensprache die indiskrete Mitteilung über eine gesetzwidrige Aktion zu nennen pflegt, hatten die Franzosen von der Waffenschlebung Wind bekommen und obendrein erfahren, daß der Frachter seine schießenden Schätze im marokkanischen Casablanca deponieren wollte. Die Folge der Aufbringung war, erwartungsgemäß, eine diplomatische Komplikation zwischen Paris und Belgrad, wobei Belgrad die Angaben der Frachtpapiere äußerst großzügig auslegte. Das angegebene Fahrtziel New York wurde gar nicht erwähnt; man beschränkte sich auf die Feststellung, daß die inkriminierten Waffen für einen gewissen Herrn Laraki in Casablanca bestimmt seien, aber nicht zwecks Übergabe an die algerischen Rebellen, sondern um an den Jemen weiterverkauft zu werden. Der Jemen, so argumentierte Belgrad, sei ein souveräner freier Staat, und es ginge die Franzosen einen Pfifferling an, von wem dieser souveräne Staat seine Waffen bezöge. Überdies wurden Herrn Larakis unsaubere Hände von Belgrad mit dem Argument eingewaschen, der Marokkaner hätte früher schon ein 78-Tonnen-Waffengeschäft zwischen Tito und König Saud zur beiderseitigen Zufriedenheit abgewickelt. Be-

merkenswerterweise hat bis heute weder der Jemen die aus der Tschechoslowakei stammende jugoslawische Waffensendung reklamiert, noch hat König Saud das gehabte Waffengeschäft bestätigt. Auch wurde die Öffentlichkeit noch nicht darüber aufgeklärt, warum eine Waffensendung, die via Laraki-Casablanca an den Jemen gehen soll, nach New York adressiert wird. Offenbar reicht die Dialektik, die das Gesetz vom Umschlag der Quantität kennt, zur Erklärung solcher Umschlagplätze nicht aus.

Für die Tito-Diplomatie ist die ganze Geschichte vor allem deshalb peinlich, weil sie schlecht zur „Balance zwischen den beiden Machtblöcken“ paßt und weil sie es als nicht sehr glaubwürdig erscheinen läßt, daß Belgrad mit den Sowjets und ihren Satelliten nicht mehr zu tun haben will, als aus taktischen Gründen unbedingt nötig ist.

Die Franzosen aber haben jetzt den greifbaren Beweis geliefert, daß die algerischen FLN-Rebellen von den Kommunisten aller Welt nicht nur moralische Aufpufferung, sondern auch richtiges Schießpulver erhalten. Und als hätte das nicht genügt, wurde ein paar Tage später auch noch ruchbar, daß bei einer in Tunis stattgehabten Unterredung die Sowjets den FLN-Führern nicht nur Waffen aus der Tschechoslowakei, sondern auch Gratis-Ausbildung in Prag, Kairo und Damaskus zugesagt haben.

Das Schwert des Islam wird allmählich in eine Sichel umgeschmiedet; und wenn's so weit ist, wird der Kreml auch für die Nachlieferung des dazugehörigen Hammers sorgen.

MIT ECHTEN BOMBEN

gegen die amerikanische Botschaft und falschen sowjetischen Friedensschalmeien wurde die Konferenz der Bagdad-Pakt-Staaten in Ankara eingeleitet. Bei der Konferenz erwies sich neuerdings, daß dieser Pakt, dem die Rolle eines Bindeglieds zwischen europäischer NATO und fernöstlicher SEATO zugeordnet ist, an Schwächen krankt, die sich weder durch Wirtschaftshilfen noch durch militärische Maßnahmen beheben lassen. Die Schwächen sitzen im Geistigen und werden von einer Nachbarschaft ausgenützt, die — teils kommunistisch, teils großarabischnationalistisch — vor allem die Erdölfelder und die Throne bedroht, weshalb die Bedrohten sowohl das Erdölgeschäft wie ihre militärische Verteidigungskraft zu verbessern trachten. Darüber vergessen sie ganz, daß sie vor allem den sozialen Status

ihrer Völker heben und solcherart ein wirtschaftlich und sozial gesundes Gegenzentrum gegen den Radau-Panarabismus von Kairo und Damaskus schaffen müßten. Dazu sollten die Gewinne aus dem Erdölgeschäft nebst amerikanischer Wirtschaftshilfe wahrhaftig ausreichen. Wir kennen ärmere Länder, deren Völker reicher sind . . . Für den amerikanischen Beobachter Dulles (die USA sind bekanntlich nicht Mitglied des Paktes) wird es jedenfalls kein Vergnügen gewesen sein, stundenlang Wünsche um Dollars anzuhören und sich obendrein vorhalten zu lassen, daß die USA klüger daran täten, ihre gesamte Nahostpolitik zu ändern, und zwar auf Kosten der Israeli.

In einem Punkt allerdings mag der Mittelosten dem Westen als Vorbild gelten: es fand sich unter den Türken, Persern, Iraki und Pakistani niemand, der die vom Kreml vor Konferenzbeginn gestartete Propagandaoffensive zur „Entatomisierung und Entraketisierung“ des mittellöstlichen Raums ernst genommen und dafür plädiert hätte, mit den Sowjets zu einem Ausgleich zu kommen, ehe man Vorkehrungen zur Abwehr eines etwaigen Angriffs trafe.

Anderseits muß man zugeben, daß es schwer ist, konstruktive Nahostpolitik zu machen. Der ganze Raum befindet sich in steter Gärung und seine politische Konstellation kann sich von einem Tag zum andern verschieben und verändern. Die Ruhe in König Hussein Jordaniens ist relativ und hängt sowohl von den Geldern ab, die Washington dem König (unregelmäßig) schickt, als auch von der Abfütterung der arabischen Palästina-Flüchtlinge durch die UNRWA, die in der Hauptsache wiederum von den USA finanziert werden muß. Im Libanon, dem einzigen arabischen Land, das sich zur Eisenhower-Doktrin bekannt hat, gärt es hinter der Fassade einer allgemeinen und sozial weitgehend gerecht verteilten Prosperität seit langer Zeit, und ein Sturz der jetzigen prowestlichen Regierung käme nicht überraschend, zumal der Druck aus Syrien und Ägypten immer stärker wird. Syrien und Ägypten aber sind nun drauf und dran, ein neues arabisches Großreich zu bauen, das alle Unrast werdender Nationalstaaten produzieren wird. Die bereits vollzogene militärische Integration der beiden Staaten soll durch die politische

ergänzt werden, wobei in Syrien alle Parteien — die kleine, schlagkräftige KP ausgenommen — aufgelöst und zu einer „nationalen Front“ nach ägyptischem Vorbild umgewandelt und durch Volksabstimmung ein gemeinsamer Präsident gewählt werden soll. Daß dieser Präsident nur Nasser heißen kann, steht fest. Und daß dieser Nasser in bewährter Hitler-Nachfolge zunächst den „Korridor“ Jordaniens, dann das „Danzig“ Libanon und schließlich den ölreichen großarabischen Raum bis zum Persischen Golf annektieren wollen wird, hat er der Welt oft genug gesagt. Vom Todfeind Israel ganz zu schweigen.

Die einzig wirksame Prophylaxe gegen Nassers Möchtegern-Preußentum wäre — wie gesagt — die Schaffung eines wirtschaftlich und sozial starken Antizentrums durch die beiden mittellöstlichen Bagdadpakt-Mitglieder. Leider ist zu befürchten, daß sich dieses Zentrum nicht installieren lassen wird. Denn neben Öl-Devisen und Geschenkdollars bedarf es dazu auch jener humanistischen Einstellung, die weder in Teheran noch in Bagdad je daheim war.

c. g.

BRUNO KREISKY

Die überforderte UNO

OHNMACHT UND MÖGLICHKEITEN EINER UNIVERSELLEN ORGANISATION

Der zweite Völkerbund, der im Juni 1945 in San Francisco gegründet wurde, erhielt von den Großmächten den Namen ihrer Kriegsallianz: „Vereinte Nationen“, im englischen Originaltitel „United Nations“, in der eigentlich irrig gebrauchten Abkürzung von „United Nations' Organization“ vielfach auch UNO genannt. Aber wie immer man sie nennt: es ist die universellste Organisation dieser Art in der Geschichte der Menschheit.

Wäre der Erfolg einer solchen Organisation an der Steigerung ihrer Mitgliederzahl zu messen, dann müßte man ihr einen ganz außerordentlich großen Erfolg zugestehen: von 51 Staaten gegründet, gehörten ihr im zweiten Bestandsjahr bereits 55 Staaten an, Ende 1950 war die Zahl auf 60 gewachsen, und heute sind es 82.

Indessen können diese eindrucksvollen Ziffern nicht verhindern, daß sich der UNO gegenüber eine allgemeine Malaise bemerkbar macht. So begründet sie in manchen Fällen sein mag — die Gründe liegen nicht immer bei der UNO selbst. Sie liegen in einem Widerspruch zwischen

Doktrin und Praxis, der nicht nur bei den Vereinten Nationen zutage tritt.

DER HEMMSCHUH „SICHERHEITSRAT“

Die Vereinten Nationen wurden geschaffen, um durch kollektive Maßnahmen den Frieden zu erhalten, die internationale Zusammenarbeit zu fördern und die menschlichen Grundrechte zu gewährleisten. So ist es in den Statuten verankert — in den gleichen Statuten, die der UNO andererseits verbieten, sich in die inneren Angelegenheiten ihrer Mitgliedstaaten einzumischen. Hier haben wir den ersten und wohl entscheidenden Widerspruch der oben erwähnten Art vor uns. Schon an dem bloßen Versuch, verbindlich zu entscheiden, wann eine Einmischung in die inneren Angelegenheiten eines Mitgliedstaates vorliegt, muß die UNO scheitern.

Ihre Möglichkeiten zu tatkräftigem Handeln werden noch durch eine weitere Vorkehrung grundsätzlich gehemmt und gelähmt: durch die dominierende Rolle, die dem Sicherheitsrat auf Grund der Satzungen zukommt. Im Sicherheitsrat sind — auch das ein Relikt aus dem zweiten Weltkrieg — die fünf siegreichen Großmächte als

Staatssekretär Dr. Kreisky, der im vergangenen November als Vertreter Österreichs an der Generalversammlung der UNO teilnahm, hat sich im FORVM schon mehrmals zu aktuellen politischen Fragen geäußert („Neue Funktionen der Diplomatie“, „Die österreichische Alternative“ u. a.).

permanente Mitglieder vertreten, und jede von ihnen besitzt das sogenannte „Veto-Recht“. Der Sicherheitsrat kann nur dann Beschlüsse fassen, wenn alle fünf Staaten, die USA, die Sowjetunion, England, Frankreich und China, sich zu einhelliger Stimmenabgabe zusammenfinden. Kommt es zu keiner solchen Übereinstimmung unter den Großmächten, dann sind alle wichtigen Bestimmungen der UNO praktisch außer Kraft gesetzt. Bis jetzt geschah das nicht weniger als 88mal. Die Sowjetunion hat in 47 Fällen gegen die Aufnahme neuer Mitglieder ihr Veto eingelegt und in 34 Fällen gegen andere Beschlüsse (von denen sich einige auf die brennendsten weltpolitischen Fragen bezogen). In einem Fall haben Frankreich und die Sowjetunion gemeinsamen Einspruch erhoben, einmal Frankreich allein, zweimal Frankreich und England zusammen. Die Vereinigten Staaten von Amerika haben niemals von ihrem Veto-Recht Gebrauch gemacht.

Daß dieses Veto-Recht das größte Hindernis für die Aktivität der UNO darstellt, ist viel zu bekannt, als daß noch daran erinnert werden müßte. Aber vielleicht sollte man sich in Erinnerung rufen, wie es zur Festlegung des Veto-Rechtes kam: die Großmächte wären nämlich ohne eine solche Einspruchsmöglichkeit nicht bereit gewesen, dem Sicherheitsrat all die umfangreichen Befugnisse zu übertragen, die ihn zum eigentlichen Machthaber der UNO machen. Und es ist keine bloß theoretische Macht, die er da innehat. Einmal, im Juni 1950, gelangte der Sicherheitsrat in einer weltpolitisch höchst bedeutungsvollen Frage — dem koreanischen Konflikt — tatsächlich zu einem einhelligen Beschluß. Er konnte das freilich nur deshalb, weil seine damalige Sitzung von der Sowjetunion boykottiert wurde. Doch hätte er eben ohne seine satzungsmäßigen Machtbefugnisse auch dann nicht aktiv werden können.

Dadurch, daß sich der Sicherheitsrat als wichtigstes Organ der internationalen Willensbildung selbst ausgeschaltet hat, kam eine zweite Einrichtung der UNO, die vom Veto-Recht nicht behinderte Generalversammlung, zu erhöhter Wichtigkeit. Das wird — in apologetischer Absicht, wie mir scheint — vielfach als eine „Demokratisierung“ der UNO gedeutet. Leider rechtfertigen die Tatsachen keine solche Interpretation. Im Gegensatz zum Sicherheitsrat, der eine *beschlußfassende* Körperschaft ist, ist die Generalversammlung eine *diskutierende*, und die von ihr gefaßten Beschlüsse mögen zwar als solche eine nicht zu unterschätzende moralische Bedeutung besitzen — eine praktische Verpflichtung beinhalten sie nicht.

Zu den Defekten, die der UNO und besonders ihrer eingangs hervorgehobenen Universalität anhaften, ist schließlich noch der Umstand zu rechnen, daß ein so bedeutender asiatischer Staat wie China nur durch das Regime Tschiang Kai-scheks und ein so bedeutender europäischer Staat wie Deutschland überhaupt nicht vertreten ist.

DER GEHEMMTE GENERALSEKRETÄR

Neben dem Sicherheitsrat und der Generalversammlung der UNO tritt als dritte Institution am häufigsten das Generalsekretariat hervor. Seine Leitung liegt gegenwärtig in den Händen eines Mannes, der sehr viel für sein Amt mitbringt: Erfahrung, Bildung, Taktgefühl und Intelligenz. Ein Mann von diesen hohen Qualitäten vermag zweifellos

zu erkennen, welche Entschlüsse gefaßt werden sollten — und weiß nicht minder genau, warum sie so oft nicht gefaßt werden. Man hat Hammarskjöld vorgeworfen, daß er anläßlich der ungarischen Ereignisse im Oktober/November 1956 untätig geblieben ist, während er die gleichzeitige Suez-Krise zum Anlaß einer Aktivität nahm, bei der er alle Möglichkeiten seines bedeutungsvollen Amtes ausnützte. Diese Vorwürfe sind an die falsche Adresse gerichtet.

Der Generalsekretär der Vereinten Nationen kann nur dann handeln, kann seine persönlichen Qualitäten und die Autorität seiner Stellung nur dann einsetzen, wenn er sich der Zustimmung der beiden zentralen Großmächte, Amerika und der Sowjetunion, sicher weiß. In bezug auf den Suez-Konflikt lag dieser einzigartige Fall tatsächlich vor: sowohl Amerika als auch Rußland wünschten ein Eingreifen. Folglich griff Hammarskjöld ein. In der ungarischen Angelegenheit wünschte die Sowjetunion, begreiflicherweise, kein Eingreifen, und die USA hatten offenbar nicht genug Phantasie, um sich vorzustellen, in welcher Weise ein Eingreifen der UNO ohne Risiko einer Kriegsgefahr möglich wäre. Die einen wollten nicht, daß. Die andern wußten nicht, wie. Folglich griff Hammarskjöld *nicht* ein. Es wäre ungerecht, die Verantwortung dafür ihm anzulasten. (Ob der Generalsekretär der Vereinten Nationen unter den damals gegebenen Umständen nicht vielleicht in der Lage gewesen wäre, der mangelnden Phantasie der Amerikaner mit ein paar guten Einfällen nachzuhelfen, ist eine müßige Frage.)

So scheint die Praxis der Vereinten Nationen allen denen recht zu geben, die sie von Anfang an skeptisch beurteilt haben und deren Skepsis sich seither zu der Frage verdichtet hat, ob es denn nicht klüger wäre, die Menschheit von dieser — obendrein so kostspieligen — Illusion zu befreien?

WAS TROTZDEM GELEISTET WIRD

Nach all dem Kritischen, das im vorstehenden über die UNO geäußert wurde, sollte nicht übersehen werden, daß ihr trotzdem weite Gebiete für eine praktische Politik offenstehen. Um das zu erkennen und richtig einzuschätzen, wird man sich allerdings zu einer neuen Rangordnung ihrer Aufgaben und zu einer realistischeren Beurteilung ihrer Funktionen bequemen müssen.

Der weltpolitische Polarisationsprozeß ist weder so vollständig noch so unabänderlich, wie man in der Öffentlichkeit häufig annimmt. Jede Abstimmung in der Generalversammlung der UNO beweist das aufs neue.

Die letzte Generalversammlung beschäftigte sich in erster Linie mit der Abrüstungsfrage und verwandelte sich sehr bald in ein großes Manöverfeld, auf dem es um die öffentliche Meinung ging. Der Standpunkt des Westens wurde in einer von 24 Staaten eingebrachten Resolution verfochten und von der Sowjetunion heftig attackiert. Schließlich stimmten aber 57 Staaten für den westlichen Antrag und nur 9 gegen ihn, 15 enthielten sich der Stimme. Für einen kurz darauf in einer andern Frage zur Abstimmung gelangten belgischen Antrag stimmten, bei abermals 9 Gegenstimmen, 71 Staaten. Es verhält sich also keineswegs so, daß die Positionen aller Staaten oder Umfang und Zusammensetzung einzelner Stimmblocke unveränderlich feststehen.

Ein weiterer und keineswegs unwesentlicher Faktor, der zugunsten der UNO ins Treffen geführt werden muß, ist der Umstand, daß sie die Gelegenheit zur aktiven Anteilnahme an den großen weltpolitischen Auseinandersetzungen auch solchen Staaten bietet, die erst vor wenigen Jahren, manche sogar erst vor wenigen Monaten, aus dem Zustand der Geschichtslosigkeit herausgetreten sind. Für diese Staaten — es sind ihrer mehr als zwei Dutzend — bedeutet der Beitritt zur UNO fast einen Geburtsakt, zumindest aber die Immatrikulierung ihrer Selbständigkeit. Es ist unverkennbar und höchst aufschlußreich, mit welchem Ernst etwa der Vertreter Ghanas eine Deklaration verliest, und mit welcher müder Routine der Vertreter eines der alten Völker sich seines Textes entledigt.

Auch in anderer Hinsicht beginnen die neuen Völker ein neues Klima in der UNO zu schaffen — eines, das große politische Wachsamkeit verlangt.

Da unter den Schwächen und Unzulänglichkeiten der Vereinten Nationen auch jene scheinbare „Demokratisierung“ erwähnt wurde, die man in der Institution der Generalversammlung als eines Gegengewichts zum Sicherheitsrat zu erblicken glaubt, sei nunmehr auch auf einen Umstand verwiesen, der tatsächlich einem demokratischen Prinzip Rechnung trägt: jeder Staat, der größte wie der kleinste, hat in den Vereinten Nationen eine Stimme*), und bei den Abstimmungen wird die Rangordnung der Staaten ausschließlich vom Zufall des Alphabets bestimmt. Das mögen Äußerlichkeiten sein. Aber sie sind auf ganz ähnliche Weise „äußerlich“ wie die in den Grundrechten aller demokratischen Staaten verankerte Maxime von der Gleichheit der Menschen. Gerade durch solche Äußerlichkeiten entsteht eine Atmosphäre der gegenseitigen Achtung und Anerkennung. Sie ist geeignet, die Vertreter der neuen Staaten von ihren Ressentiments aus der Zeit des Imperialismus zu befreien und sie vielleicht ein wenig klarsichtiger zu machen für gewisse neo-imperialistische Methoden.

Vor allem den kleinen und mittleren Staaten bietet die UNO noch einen weiteren und praktischen Vorteil. Da die materiellen und personellen Ressourcen dieser Staaten notwendig begrenzt sind, können sie auch bei bestem Willen keine vollwertigen diplomatischen Beziehungen mit sämtlichen Mitgliedstaaten der UNO unterhalten. So wird die UNO zu einem hervorragenden, vielfach sogar unersetzlichen Kontaktorgan. Während der dreimonatigen Dauer ihrer Generalversammlung lassen sich in den zahlreichen Kommissionen nicht selten Beziehungen improvisieren, denen dann größerer Erfolg beschieden ist, als wenn sie sich im traditionellen diplomatischen Rahmen vollzogen hätten.

Unter ähnlichem Vorzeichen kann es sich auch sehr fruchtbar auswirken, daß in der Generalversammlung der UNO, zumindest in ihrer ersten Phase, fast alle Staaten durch ihre Außenminister vertreten sind und die Generalversammlung damit zu einer „Konferenz auf hoher Ebene“ machen. Derart wurden schon manche weltpolitischen Probleme einer Lösung näher gebracht, und das ist nicht

zu unterschätzen. Allerdings kann es sich da immer nur um Probleme handeln, die für eine solche Lösung bereits „reif“ sind (Beendigung der Blockade von Berlin, Gründung des Staates Israel usw.).

Selbst der amerikanische Außenminister, der ganz gewiß zu den skeptischsten Beurteilern der UNO gehört, kann manchmal nicht umhin, sie in Anspruch zu nehmen: in einer Mitte Januar im „National Press Club“ gehaltenen Rede hat Dulles vorgeschlagen, eine Kommission der Vereinten Nationen mit der internationalen Weltraumüberwachung zu betrauen. Und die Nützlichkeit der von den Vereinten Nationen geschaffenen Atomenergie-Behörde, die vor kurzem in Wien ihre Tätigkeit aufnahm, wird gewiß niemand bezweifeln.

Von den schon seit längerem bestehenden Unterorganisationen der UNO sind mindestens zwei einer Erwähnung wert. Die UNESCO („United Nations Educational, Scientific and Cultural Organization“) hängt zwar, wie schließlich alle Institutionen der UNO, vom guten Willen der Mitgliedstaaten ab, hat aber besonders in den nichteuropäischen Ländern sehr Ersprießliches auf kulturellem Gebiet geleistet. Und die Kommission für „Technical Assistance“ entfaltet eine schlechthin segensreiche Tätigkeit vor allem in Asien, Afrika und Lateinamerika. Die Besserung der hygienischen Verhältnisse, die Überwindung von Epidemien und die Senkung der Sterblichkeitsziffern ist vor allem dem Wirken dieser Kommission zu danken.

FAZIT

Die Vereinten Nationen bestehen nicht an sich und können von sich aus weder das Wesen noch die politischen Konzeptionen ihrer Mitgliedstaaten ändern. Sie haben keine Macht, die ihnen nicht von den mächtigsten dieser Mitgliedstaaten zugeteilt wird. Alle Vorwürfe, die man der UNO macht, fallen im Grunde auf jenen Mitgliedstaat oder jene Mitgliedstaaten zurück, die aus dem jeweils gegebenen Anlaß das Verhalten der UNO bestimmt haben.

Dennoch ist die UNO mehr als eine bloße „Tarnorganisation“ für die Interessen der Großmächte. Im Augenblick, in dem sich für irgendein festgefahrenes oder drohendes Problem partielle Lösungsmöglichkeiten ergeben, werden sie sich am leichtesten im institutionellen Rahmen der Vereinten Nationen durchführen lassen: die Fortsetzung der Abrüstungsverhandlungen, die Schaffung einer Kontrollbehörde, die ein zu beschließendes Waffenembargo für die gefährlichen Reibungszonen der Welt zu überwachen hätte, und anderes mehr. Ja schon die Möglichkeit der Aussprache, der Fühlungnahme überhaupt, der auf Umwegen erfolgten Fingerzeige oder der indirekt zu ziehenden Schlüsse, mag mancher Entwicklung eine Wendung zum Besseren geben, zu der es sonst vielleicht nicht gekommen wäre.

Man darf von der UNO nicht mehr erwarten, als ihre führenden Mitglieder zu geben gewillt sind. Man wird ihr am besten gerecht werden, wenn man sie als eine Clearingstelle diplomatischer Beziehungen im globalen Ausmaß bewertet — mit all den guten Diensten, die eine solche Einrichtung durch ihr bloßes Vorhandensein leisten kann. Das ist vielleicht nicht so viel, wie man wünschen würde. Aber es ist auch nicht so wenig, wie eine fehlgehende Kritik bisweilen proklamiert.

*) Einzig der Sowjetunion wurden durch einen Beschluß, der wie so mancher andere dem damals noch unkritischen gemeinsamen Siegesbewußtsein der Großmächte entsprang, drei Stimmen zubilligt; stimmberechtigt sind die Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken, die Ukrainische Sozialistische Sowjetrepublik und die Weißrussische Sozialistische Sowjetrepublik.

Über das Absolute in der Politik

Wo immer heute in Österreich politische Diskussionen geführt werden, taucht ein neues Zauberwort auf. Es heißt Entideologisierung. Die Blütezeit jener Lehrsysteme, die unbedenklich einen Teil der Wahrheit für die ganze gesetzt und ihn verabsolutiert haben, ist vorbei. Die Klasse, die Masse, die Rasse, das Individuum, die Nation, die Freiheit können heute nicht mehr in den beherrschenden Mittelpunkt alles Denkens und Handelns gerückt werden. Unsere Zeit ist wieder auf dem Weg zu universalem Denken. Schon deshalb ist sie eine schlechte Zeit für Ideologien. Wer jedoch unter Entideologisierung die Loslösung des politischen Handelns von festen Wertmaßstäben und dessen völlige Ausrichtung auf zeit- und situationsbedingte Erfordernisse versteht, wird mit allen jenen in Konflikt geraten, die der Überzeugung sind, daß auch politische Entscheidungen *aus einer weltanschaulichen Grundhaltung* getroffen werden müssen, mit jenen, für die auch die Politik von *absoluten Werten* bestimmt wird — in Österreich also mit den Katholiken, weiter gefaßt: mit den Christen. Die ganze Frage erhebt sich bei uns (und anderswo) nicht von ungefähr. Es hat den Anschein, als ob der kontinentale Sozialismus zu einer Überprüfung seines bisherigen Standortes ansetzte und als ob einen Hauptpunkt dieser Überprüfung sein Verhältnis zu den Kirchen, vor allem zur katholischen, darstellte. Daß der kontinentale Sozialismus unter dem Einfluß der Marxschen Lehre auf weiten Strecken seiner Geschichte bis in die unmittelbare Gegenwart hinein kirchenfeindlich, religionsfeindlich, ja sogar eine Art Gegenkirche war, braucht nicht erst bewiesen zu werden. Ein Aufgeben dieser Haltung, das vielfach wieder unter dem Schlagwort der Entideologisierung, nämlich eines Aufgebens der marxistischen Ideologie, gesehen wird, müßte oder könnte das Verhältnis der politischen Kräfte in manchem Land Europas entscheidend verändern. In Österreich läßt sich darüber schon einiges sagen, denn das neue Programm der Sozialisten ist aus einem sogenannten Vorentwurf bereits bekannt. Dem Katholiken, eben weil für ihn alles Denken und Handeln, auch das politische, bestimmten unveränderlichen Normen unterworfen ist, stellt sich die Frage folgendermaßen:

Gibt der österreichische Sozialismus die materialistische, die für den Katholiken unannehmbare Grundlage der Marxschen Lehre auf?

Wenn ja — ist diese Wandlung mit der Anerkennung absoluter, das heißt vorgegebener und vom Menschen unabhängiger geistiger Werte verbunden oder nicht?

Nur eine Bejahung *beider* Fragen könnte ein grundsätzlich neues Verhältnis zwischen Kirche und Sozialismus, zwischen Katholiken und Sozialisten schaffen. Andernfalls müßte die Frage, ob der österreichische Sozialismus nach den Korrekturen, die er laut Programmentwurf vorzunehmen gedenkt, eine neue politische Gesinnungsgemein-

schaft geworden ist, verneint werden; und damit auch die Frage, ob ein österreichischer Katholik Sozialist sein kann oder umgekehrt ein österreichischer Sozialist Katholik.

Daß die SPÖ sich überhaupt veranlaßt sieht, auf die Suche nach einem neuen Programm zu gehen, kann nur bedeuten, daß sie mit dem alten kein Auslangen mehr findet, sei es nun, daß die marxistische Ideologie sich als überholt und der Entwicklung widersprechend erwiesen hat, sei es, daß taktische Erwägungen die Formulierung neuer Leitsätze ratsam erscheinen lassen. Tatsächlich spielen wohl beide Gründe zusammen, und man wird sie nicht immer reinlich voneinander trennen können. Einmal ist da sicherlich eine echte geistige Krise festzustellen, deren tiefere Ursachen eben im Absterben der Ideologien liegen. Zum anderen hat sich herausgestellt, daß das den Sozialisten zugängliche Wählerreservoir ausgeschöpft ist und neue Kreise angesprochen werden müssen, wenn das Ziel, stärkste politische Kraft im Lande zu werden, erreicht werden soll. Diese zweite Tendenz hat dabei deutlich die Oberhand gewonnen, auch wenn einige Grundlagen des Marxismus öffentlich über Bord geworfen wurden, um das Schiff wieder flott zu machen. Ausdrücklich wird zugegeben, daß „die moderne Gesellschaft sich völlig anders entwickelt hat, als Marx es im Kommunistischen Manifest voraussagte...“ Und weiter heißt es im Programmentwurf: „Die Diktatur des Proletariats ist ein Widerspruch in sich selbst.“ Ein solches Abrücken von der Lehre Marx' macht neugierig, weil es eine völlige Aufgabe der Marxschen Grundsätze erwarten läßt. Marx lehrte doch, daß der Klassenkampf zur Diktatur des Proletariats und über sie zur Aufhebung aller Klassen, zur klassenlosen Gesellschaft, führen müsse. Man sollte also meinen, daß ein Fallenlassen des Satzes von der Diktatur des Proletariats logischerweise auch das Aufgeben der Lehre vom Klassenkampf bedeutet.

Das Programm bestätigt aber diese Auffassung in keiner Weise. Es behält nicht nur die marxistische Terminologie bei, sondern stellt den Klassenkampf weiterhin als den Weg zur Verwirklichung des Sozialismus dar. Der Begriff der Klasse wird lediglich erweitert, und zwar so:

„In dieser gemeinsamen Gegnerschaft gegen den Kapitalismus und seine die Lebenshaltung und Sicherheit bedrohenden Folgen findet sich die Mehrheit der Bevölkerung; sie in einer machtvollen Partei zusammenzuschließen und mit einem einheitlichen politischen Willen zu erfüllen, ist die Aufgabe der Gegenwart für die sozialistischen Parteien, die auf diese Weise die politische Macht erringen werden. Das können sie nicht durch die Betonung der Sonderinteressen der Arbeiter allein erreichen, sondern durch die Führung einer Politik, die die Angehörigen aller werktätigen Gruppen mit dem Bewußtsein erfüllt, daß ihre Interessen untereinander und mit denen der Lohnarbeiter identisch sind. Die sozialistischen Parteien werden auf diesem Weg aus Klassen- zu Massenparteien, in denen sich die Mehrheit des Volkes zusammenfindet.“

Damit sind wir zum zweiten Hauptpunkt zurückgekehrt: dem Bestreben, neue Kreise der Bevölkerung anzusprechen. Mit anderen Worten: von der Ideologie zur Taktik. Aber so bezeichnend das sein mag — es ist nicht das Entscheidende.

Dr. Franz Grössl, einer der repräsentativen Publizisten der Österreichischen Volkspartei, beteiligt sich mit diesem Beitrag an der im FORVM aufgeführten Diskussion über den neuen Programmentwurf der SPÖ. Neben seiner Tätigkeit als Chefredakteur des „Kleinen Volksblatts“ leitet Dr. Grössl die „Arbeitsgemeinschaft katholischer Verbände“, die alle größeren Organisationen *außerhalb* der „Katholischen Aktion“ vereinigt und ihre Aufgabe darin erblickt, die Katholiken als politische Kraft, aber nicht im Rahmen einer katholischen Partei, in Österreich präsent zu machen.

Entscheidend ist vielmehr, daß der Vorentwurf nirgends eine Absage an den Materialismus enthält, geschweige denn die Anerkennung einer selbständigen geistigen Welt, wie die österreichischen Bischöfe es im Sozialhirtenbrief formuliert haben. Im einzigen Punkt des Programmentwurfes, der sich mit geistigen Fragen beschäftigt — er ist kurz und nichtssagend genug ausgefallen —, wird erklärt, das Anliegen des Sozialismus sei „von dieser Welt, so daß er in diesem Sinn [Kursiv vom Verfasser] keine Weltanschauung darstellt“. In welchem Sinn denn sonst? Diese Frage bleibt unerörtert. Und nicht einmal ein Abrücken vom Materialismus — wenn es schon keine ausdrückliche Absage gibt — ist zu finden, es sei denn, man wolle folgende Phrasen als ein solches Abrücken werten:

„Alle gesellschaftlichen Bindungen des Menschen sind durch Sitte und Moral [durch welche? Der Verfasser] bestimmt. Da der Sozialismus eine neue Gesellschaft formen will, kann er Fragen der Moral und Ethik nicht gleichgültig gegenüberstehen.“

Näheres darüber erfährt man aus einem Bekenntnis zum Marxismus, das der Chefredakteur der „Arbeiter-Zeitung“ jüngst in seinem Blatt abgegeben hat und in dem festgestellt wird, daß die wirtschaftlichen Umstände die Lebensverhältnisse der Menschen und ihre Beziehungen zueinander bestimmen. Wer also hat recht?

Im Vorentwurf heißt es ein wenig später:

„Der Sozialismus übt allen Weltanschauungen und Religionen gegenüber, die sich zu diesen Grundsätzen [Ablehnung von Vorrechten aus Besitz, Geburt, Rasse, politischer Stellung oder Zugehörigkeit zu einer religiösen Gemeinschaft] bekennen, vollständige Toleranz.“

Das ist nicht viel mehr als die alte Formel von der Religion, die Privatsache sei. Zur Anerkennung der Tatsache, daß sie mehr als das, daß sie eine gestaltende Kraft im gesamten menschlichen Leben, also auch in der Politik ist, führt noch ein weiter Weg. Bezeichnend dafür ist eine Äußerung in dem schon erwähnten Leitartikel der „Arbeiter-Zeitung“. Es heißt dort: „Wir wollen uns niemals in Angelegenheiten der Religion mischen — wir hoffen, daß die Kirche es uns überläßt, wie wir für die bessere Ordnung der weltlichen, der gesellschaftlichen Angelegenheiten sorgen wollen.“ Das berühmte Austragstübchen für die Religion ist wieder da! Wie man sieht, hält der Sozialismus in Österreich nicht viel weiter als der Liberalismus, der auch jeden nach seiner Fassung selig werden ließ. Das Evangelium bleibt für den Sozialismus eine Legende, an die er zwar nicht glaubt, die er aber verwirklichen will (sic!), wie eine der jüngsten Formulierungen aus dem sozialistischen Lager lautet. Viel interessanter wäre die Beantwortung der Frage, wer darüber entscheidet, was gut und böse, was gerecht und ungerecht ist. Die demokratische Mehrheit? Das Interesse der wirtschaftlich Schwächeren? Oder was sonst? Das Maß dieser Lehre ist relativ.

Dem Katholiken genügt das nicht und darf ihm nicht genügen. Für ihn gelten absolute Maßstäbe, auch in der Politik. Es gibt nur eine Wahrheit, auch in der Politik. Sie ist von Mehrheitsverhältnissen und Gruppeninteressen unabhängig, sie ist für den Kapitalisten und für den wirtschaftlich Abhängigen, für den Reichen und den Armen

gleich. Sie ist uns vorgegeben. Man kann den Staat nicht allein nach mechanischen Gesetzen ordnen. Man kann die Gesellschaft nicht allein mit der Erklärung neu formen, daß man ein Todfeind des Faschismus sei, daß man ein Kompromiß mit dem Kapitalismus auch in der Form des Wohlfahrtsstaates ablehne. Man kann nicht dadurch Neues schaffen, daß man Reste der marxistischen Lehre mit einigen liberalistischen Thesen zusammenmixt. Damit gelangt man bestenfalls zu einem verschwommenen Humanismus („Sozialismus ist Menschlichkeit“), dessen materialistische Ausgangspunkte überall sichtbar bleiben. Gewiß ist die Grundlage der Gesellschaft und das Ziel aller Politik der Mensch. Aber der Sozialismus hatte und hat ein falsches Menschenbild — ein halbes, wenn man will. Und solange er nicht das ganze sieht und anerkennt, wird er auch keine ganze Ordnung schaffen können.

Stellen wir an den Schluß dieser kurzen Untersuchung noch eine Erklärung Benedikt Kautskys, des Chefideologen der Sozialisten, der in seinem Referat zum neuen Programmentwurf sagte:

„Der Programmentwurf weicht nicht von den Grundgedanken der Bewegung ab. Nach wie vor ist der Sozialismus in seiner ursprünglichen Form die tragende Idee.“

Wenn jemand weiß, was der Programmentwurf bedeutet, so ist es Dr. Kautsky. Die Sozialisten spüren, daß ihre Ideologie zum Tode verurteilt ist. Aber sie können nicht — noch nicht — über ihren eigenen Schatten springen, sie haben nicht die Kraft, sich von den wankenden Grundlagen ihrer Lehre zu lösen. Sie sind die „Zerrissenen“ unserer Zeit. Der Marxismus hatte eine Antwort auf die Frage nach dem Ziel und der Bestimmung des Menschen. Sie war falsch, aber sie war eine Antwort. Der revidierte Sozialismus hat gar keine. Und das ist schlechter, als wenn er eine falsche hätte.

Selbstverständlich besagt das nicht, daß dieses Programm wertlos oder daß eine Zusammenarbeit mit dem Sozialismus für den Katholiken unmöglich sei. Die historischen Verdienste des Sozialismus um die politische, gesellschaftliche und wirtschaftliche Besserstellung der Menschen werden von niemandem bestritten. Und die sozialistische Lehre enthält so manches, was auch der Katholik bejahen kann. Eine ehrliche Zusammenarbeit auf vielen Gebieten und auf weiten Strecken der politischen Praxis ist wünschenswert und notwendig. Aber dazu bedarf es keineswegs einer Verwischung der grundsätzlichen Verschiedenheiten. Im Gegenteil wäre es wesentlich besser, sie richtig und deutlich herauszuarbeiten, so daß die Zusammenarbeit aus einer tieferen Kenntnis des anderen und von präzisierten Standpunkten aus erfolgen kann. Die Brückenbauer von hüben und drüben sind zweifellos von dem besten Willen erfüllt. Nur sollten sie nicht versuchen, uns einzureden, daß wir ohnedies alle einer Meinung seien. Wir sind nicht einer Meinung, und das ist ganz gut so.

Aber das Bestreben, eine sozialere Gesellschaftsordnung zu schaffen, Elend und Ungerechtigkeit soweit als möglich aus der Welt zu verbannen, kurz, die Lebensbedingungen im Diesseits zu verbessern, bleibt ein gemeinsames Anliegen, das einer aufrichtigen Zusammenarbeit wert ist.

Es ist höchst fraglich, ob mehr wirklich mehr wäre.

Chruschtschew braucht Bundesgenossen

DIE NEUE UMSTURZ-TECHNIK IM KREML

Die Ausschaltung Schukows aus dem Präsidium des ZK der KPdSU war das Werk einer vereinigten, von Chruschtschew bis zu den Kreisen um Suslow reichen Fronde und trug bereits den Keim neuer Auseinandersetzungen in sich. *) Schukow hatte die Rechnung für seine Mithilfe bei der Ausschaltung der Gruppe Molotow-Malenkow-Kaganowitsch sehr schnell präsentiert (das Ergebnis war damals die Ausschaltung der „Sanpolits“ in den unteren Einheiten der sowjetischen Armee). Chruschtschews Partner vom Oktoberplenum präsentierten ihre Rechnung noch schneller.

PRÄSENTIERTE RECHNUNGEN

Schon im November 1957 veröffentlichte B. N. Ponomarew im „Kommunist“ einen Artikel, in dem er für die Wiederherstellung der 1943 aufgelösten Komintern eintrat und „Opportunisten“ und „Revisionisten“ scharf attackierte. Bald darauf — in der am 22. November verlautbarten Moskauer Erklärung der Kommunistischen Parteien — schrumpften die „verschiedenen Wege zum Sozialismus“ so sehr zusammen, daß nur noch eine „Beobachtung nationaler Besonderheiten“ übrigblieb; und jede „Überschätzung“ dieser Besonderheiten wurde als gefährliche Abweichung von der wahren marxistisch-leninistischen Lehre gebrandmarkt. Daß die Jugoslawen eine solche Erklärung nicht unterschrieben, konnte nicht verwundern, um so weniger, als sie durch eben denselben Suslow eingebracht worden war, der seinerzeit den Ausschluß der jugoslawischen KP aus dem Kominform beantragt hatte. Dementsprechend sauer klang auch die Rede Titos auf der Sitzung des Zentralkomitees in Brioni am 7. Dezember. Um diese Zeit erreichte die Isolierung Belgrads ihr bisher peinlichstes Ausmaß. Der Abbruch der diplomatischen Beziehungen durch Bonn, die erneut hervorgetretenen ideologischen Differenzen mit Moskau und die Einstellung der amerikanischen Militärhilfe brachten Belgrad in eine höchst bedrängte Lage, aus der es noch nicht herausgefunden hat. Diese Bedrängnis blieb auch nach der partiellen Schwächung der Gruppe Suslow (durch das Dezemberplenum des ZK der KPdSU) in erheblichem Maß bestehen und ist eines der Hauptmotive für die hektischen Anstrengungen der Belgrader Diplomatie, eine „Konferenz der Neutralen“ zustande zu bringen.

In Moskau ergab sich aus der von Suslow präsentierten Rechnung ein deutliches Übergewicht des stalinistischen Flügels; die Mißerfolge der mit Chruschtschews Namen verbundenen Großplanungen — wie etwa der Neulandgewinnung in Kasachstan — stärkten dieses Übergewicht noch. Es zeigte sich ferner, daß Suslow und die Seinen auch über starke Positionen in der sowjetischen Presse verfügen. Der Leitartikel der „Prawda“ vom 10. Dezember 1957 erklärte, daß die „Revisionisten aller Schattierungen als Agenten der imperialistischen Bourgeoisie“ zu betrachten seien. Am 11. Dezember erschien ein nicht signierter ideologischer Aufsatz, der offenbar die Meinung

des Zentralkomitees wiedergab. Er analysierte die Moskauer Erklärung der zwölf kommunistischen Parteien, gab eine eingehende Definition des Begriffs „Revisionismus“, unterstrich den absoluten Führungsanspruch der Sowjetunion und wollte deren „Erfahrungen im sozialistischen Aufbau“ als die für alle Staaten verbindliche Grundlage des „Weges zum Sozialismus“ angesehen wissen. Der Artikel hätte ursprünglich in vier Fortsetzungen erscheinen sollen. Tatsächlich erschien nur eine einzige. Wir werden gleich sehen, wie es dazu kam.

Es war klar, daß das Vorprellen des stalinistischen Flügels um Suslow, Kuusinen, Pospelow und Ponomarew einen Zusammenstoß unausweichlich machte, der in der letzten Konsequenz entweder zur Kaltstellung der Gruppe Chruschtschew oder der Gruppe Suslow führen mußte. Eine solche Kaltstellung konnte jedoch im Augenblick keinesfalls die Form eines Ausschlusses annehmen. Nach Molotow, Malenkow, Kaganowitsch, Schepilow und Schukow war eine Verurteilung weiterer Mitglieder des Präsidiums selbst für sowjetische Verhältnisse untragbar. Denn damit wäre nahezu das gesamte Präsidium des ZK mit Ausnahme von ein oder zwei Persönlichkeiten innerhalb eines Jahres eliminiert worden, und das konnte man sich weder innenpolitisch noch außenpolitisch leisten. Im Falle der Eliminierung Chruschtschews, die ja nur auf Grund einer offiziellen ideologischen Verurteilung erfolgen könnte, hätte das ZK auch die einstimmig gefaßten Beschlüsse des XX. Parteitags als ideologische Abweichung erklären müssen, was statutenmäßig unmöglich ist und somit die sofortige Einberufung des XXI. Parteitags nötig gemacht hätte. Eine unter gleichen Umständen erfolgte Eliminierung Suslows hätte wiederum bedeutet, daß auch die Moskauer Erklärung der zwölf kommunistischen Parteien ideologisch verurteilt worden wäre — und das hätte gleichfalls die verwirrendsten Folgen gehabt. Der Umstand, daß beide Verurteilungen theoretisch möglich waren (und sind), zeigt die volle Schärfe des Gegensatzes, der zwischen den beiden Gruppen besteht und der nach den intoleranten Erklärungen vom November nun erst recht ausgetragen werden mußte. Das geschah im Rahmen des Dezemberplenums am 16. und 17. Dezember 1957.

DAS DEZEMBERPLENUM

Offiziell befaßte sich das Dezemberplenum mit dem Volkswirtschaftsplan für 1958 — im folgenden Jahr tritt der Siebenjahresplan 1959 bis 1965 in Kraft — sowie mit einem Beschluß über den strukturellen Umbau der sowjetischen Gewerkschaften. Bedeutender als diese beiden Programmpunkte war jedoch der Kampf zwischen den beiden Fraktionen, der im Rahmen des Plenums entschieden wurde.

In das bisher von den Stalinisten beherrschte Sekretariat des ZK wurden nicht weniger als drei bedingungslose Parteigänger Chruschtschews kooptiert:

N. A. Muchitdinow, der usbekische Parteisekretär, der im Januar 1956 durch Chruschtschew in Taschkent instal-

*) Siehe den in Heft IV/48 erschienenen Artikel „Fronten und Fronden“.

liert worden war, und zwar im Zuge der Beseitigung der stalinistischen Sekretäre zwecks Vorbereitung des antistalinistischen XX. Parteitag.

A. I. Kiritschenko, der bisherige Platzhalter in der Chruschtschewschen „Hausmacht“ Ukraine — woraus sich seine Position im weiteren Machtkampf wohl von selbst versteht.

N. G. Ignatow, der bisherige Parteisekretär von Gorki und nach seiner ganzen Laufbahn ebenfalls eindeutig eine Kreatur Chruschtschews.

Die Erweiterung des Sekretariats auf zehn Mitglieder gibt Chruschtschew klaren Vorrang gegenüber der stalinistischen Gruppe, die somit auf kaltem Weg ihrer noch vor kurzem innegehabten Machtstellung beraubt erscheint. Das bestätigt sich bereits durch den Beschluß des Dezemberplenums, der die Moskauer Erklärung der zwölf kommunistischen Parteien billigte und dabei eine klassische kommunistische „Schwerpunktverlagerung“ vornahm: der Kampf gegen den Revisionismus wurde zwar nach wie vor postuliert, aber der Kampf gegen den „Dogmatismus“ (lies Stalinismus) wurde fast gleichberechtigt neben ihn gestellt. Und diese für den flüchtigen Leser kaum merkbare Akzentverschiebung trat auch in der „Prawda“ zutage — eben dadurch, daß die restlichen Fortsetzungen jener ideologischen Artikelserie gegen den Revisionismus nicht mehr erschienen. Irgendeine Erklärung dafür ist bis heute nicht erfolgt. Auch in den anderen ideologischen Artikeln, die man seither in der „Prawda“ lesen konnte, ist vom Thema Revisionismus kaum noch die Rede. Im Gegenteil richtete die „Prawda“ — unverkennbar als Startsignal für die neuen Verschiebungen im Kreml — schärfste Angriffe gegen die „Konservativen“ (lies Stalinisten) und erinnerte an die „Zerschmetterung der konservativen Fraktion Molotow-Kaganowitsch“ im Juni-Plenum 1957.

PARTISANEN INS ZENTRUM

Mit der Kooptierung seiner drei Gefolgsleute in das Sekretariat hat Chruschtschew zwar viel, aber noch nicht alles erreicht. Daß er aus den Erfahrungen der vergangenen Jahre gelernt hat und entschlossen ist, tabula rasa zu machen, zeigten seine nächsten Maßnahmen. Ohne Beschluß des Zentralkomitees, der statutenmäßig hierfür erforderlich wäre, erfolgten weitere personelle Umbesetzungen. Die Erste Sekretärin der Moskauer Parteiorganisation, E. A. Furtzewa, wurde „von den Pflichten als Moskauer Parteisekretär entbunden, um sich voll der Arbeit im Präsidium und im Sekretariat des Zentralkomitees widmen zu können“. Auch die drei neuen Sekretäre wurden nach Enthebung von ihren lokalen Verpflichtungen dem Zentralkomitee zur Verfügung gestellt. Schließlich wurde F. R. Koslow in die Zentrale berufen, wo er die Stelle des Ministerpräsidenten der Russischen Föderation übernahm, nachdem er seine bisherige Stelle als Erster Sekretär der Leningrader Parteiorganisation abgegeben hatte. Daß alle diese peripheren Posten gleichfalls mit zuverlässigen Anhängern Chruschtschews besetzt wurden, versteht sich nahezu von selbst: die neuen Inhaber sind N. W. Podgornij in der Ukraine, S. K. Kamalow in der usbekischen SSR und Wladimir Ustinow in Moskau.

Abgesägt wurde der kasachische Parteisekretär, der noch aus der stalinistischen Ära stammende I. D. Jakowlew, den man derart auch für den Zusammenbruch der Neuland-

gewinnung verantwortlich machen konnte. Der ehemalige stellvertretende Landwirtschaftsminister der UdSSR und Leiter der landwirtschaftlichen Abteilung im Zentralkomitee, N. I. Beljajew, wurde zum Parteisekretär bestimmt; er war schon früher als „Einpeitscher“ der Chruschtschewschen Neulandgewinnung in Erscheinung getreten und soll jetzt wieder in Kasachstan nach dem Rechten sehen.

Von der breiteren Öffentlichkeit unbemerkt wurde das seinerzeitige Ministerium für Staatskontrolle, das nach der Enthebung Molotows in eine staatliche Kontrollkommission umgewandelt worden war, wieder zu einem Ministerium gemacht (unter G. W. Enjutin).

Die Mängel im Verteidigungswesen, die sich im Verlauf der Dezentralisierung gezeigt haben, sollen durch die Berufung des Verteidigungsministers D. F. Ustinow in den inneren Ministerrat behoben werden; außer ihm und dem Staatsplaner I. I. Kusmin gehören zu diesem Ministerrat derzeit nur noch A. N. Kossygin und A. I. Mikojan. Für die verteidigungswichtigen Industrien wurden eigene staatliche Komitees geschaffen, was praktisch einer Wiederherstellung der entsprechenden Ministerien gleichkommt. (Komitee für Luftfahrttechnik: P. W. Dementjew; für Verteidigungstechnik: A. W. Domratschew; für Radioelektronik: W. D. Kalmykow; für Schiffsbau: B. E. Butom.)

Dieser tiefgreifende Personalwechsel in der mittleren und höheren Parteiführung ergibt, mit dem ministeriellen Umbau zusammengefaßt, ein aufschlußreiches Bild. Chruschtschew hat bisher seine Gegner immer im Bündnis mit anderen Gruppen geschlagen. Wir sahen die Verbindung Chruschtschew-Malenkow gegen Berija, die Verbindung Chruschtschew-Schukow gegen Malenkow und Molotow, die Verbindung Chruschtschew-Suslow gegen Schukow. Solche Verbindungen ideologisch scharf divergierender Gruppen zum Sturz gemeinsamer Feinde sind in der Geschichte der Sowjetunion nichts Neues; auch Trotzky fand sich im Sommer 1926 mit Sinowjew und Kamenew in einem „Block“ gegen Stalin zusammen, wie später „Rechtsopposition“ und „Linksopposition“ sich gegen Stalin verbündeten. Was Chruschtschew als Neuheit erleben mußte, war, daß seine Bündnispartner nach erfolgtem Sieg unverzüglich ihren Anspruch auf die Siegesprämie anmeldeten und so aus Partnern zu Gegnern wurden. Daher der ständige Wechsel der „Fronten und Fronden“, durch den die nachstalinistische Periode bis heute gekennzeichnet ist.

DER ZWANG ZUM TERROR

Die Zusammenziehung der markantesten Persönlichkeiten aus dem Kreise um Chruschtschew in das Zentrum läßt darauf schließen, daß Chruschtschew — ohne Rücksicht auf innen- und außenpolitische Folgen — nunmehr zum entscheidenden Schlag ausholt und daß er ihn mit eigenen Kräften zu führen entschlossen ist.

Aber auch das geschähe in der Geschichte der Sowjetunion nicht zum erstenmal.

Einen solchen Aufmarsch der Kräfte vor dem entscheidenden Schlag hat schon Stalin anfangs 1929 vor exerziert. Auch er hatte bis zu diesem Zeitpunkt seine Gegner immer im Verein mit anderen Gruppen eliminiert. 1929 fühlte er sich stark genug, um allein gegen den letzten Feind loszuschlagen, gegen die sogenannte „Rechtsopposition“ um Rykow, Tomsy und Bucharin. In der

unmittelbaren Vorbereitungsphase verdrängte er die letzten Anhänger dieser Gruppe aus den Positionen, die sie noch innehatten, und zog seine Kreaturen im Zentrum zusammen. Ende 1929 waren Rykow, Tomsy und Bucharin aus dem Politbüro und dem ZK ausgeschlossen. Stalin war Alleinherrscher und blieb es bis zu seinem Tod.

In diesem Zusammenhang sei aus dem teils natürlichen, teils künstlichen Dunkel der Vergessenheit eine weitere Analogie ans Licht geholt. Im Gegensatz zu der heute vielfach vorherrschenden Meinung trifft es nämlich keineswegs zu, daß der siegreiche Diktator seine geschlagenen Gegner sofort auch physisch vernichtete. Manche der in den Zwanzigerjahren ausgeschlossenen Parteiführer hatten bis zu zehn Jahren Atempause, ehe sie in den Prozessen von 1937/38 als „lebendes Aas“ liquidiert wurden. Gerade dieser Zeitraum, in dem sie sich — nicht anders als die heute von Chruschtschew Eliminierten — in den Nordgebieten der Sowjetunion oder in Mittelasien in „Verbannung“ befanden, lieferte Stalin die Möglichkeit und das Material zu den späteren Prozessen. Denn da die Verbannten von jeder direkten Einflußnahme auf die Geschehnisse abgeschnitten waren, konnten sie ja wirklich nur auf eine „Verschwörung“ hoffen, die sie wieder zu Einfluß gelangen ließe. — Die Monstrositäten, die Stalin dann aus diesen Hoffnungen herauskonstruierte, stehen auf einem andern Blatt.

DER ZWANG DER ENTWICKLUNG

Noch eine weitere Parallele verdient Beachtung. Da es auch für Chruschtschew mit der politischen Macht allein nicht getan ist, beginnt er einer längst totgeglaubten physischen Macht zu neuem Leben zu verhelfen. Anläßlich des 40. Jahrestages der bolschewistischen Revolution wurden zahllose „Arbeiter der Staatssicherheitsorgane“ mit hohen Orden ausgezeichnet. I. A. Serow, der Chef des Komitees für Staatssicherheit beim Ministerrat der UdSSR, pries in der „Prawda“ die große Rolle der Sicherheitsorgane während des Aufbaus des Sozialismus. Und was noch bedeutender erscheint: er verwies auf die Wichtigkeit dieser Rolle auch in der gegenwärtigen Epoche, wobei er ganz nach Stalinschem Muster von kapitalistischer Weltverschwörung und imperialistischen Agenten sprach.

Selbst wenn man Chruschtschew konzediert, daß er von den Terrormethoden Stalins abrücken wollte — die innere Gesetzmäßigkeit der Einparteien-Diktatur wird es ihm unmöglich machen, den entscheidenden Schlag auf andere Art zu führen.

Mißlingt ihm dieser Schlag, dann erginge es ihm zweifellos so wie Berija (der ja im Sommer 1953 zum Kampf um die Alleinherrschaft angetreten war), und die Folge

wäre entweder eine stalinistische Diktatur, die unweigerlich zu einem sowjetischen Oktober führen müßte — oder eine Kette neuer Frontbildungen und Fronden im Kreml. Chruschtschews Chancen berechnen zu wollen, wäre müßig. Die Angst vor einem neuen Alleinherrscher und das erneute Hervortreten der Geheimpolizei könnten Kräfte mobilisieren, die ihm überlegen sind.

Bleibt er siegreich, und liquidiert er sogar seine geschlagenen Feinde, so bedeutet das noch keineswegs die Schaffung einer Alleinherrschaft stalinistischen Charakters. Der auf dem Dezemberplenum gefaßte Beschluß über die Gewerkschaften zeigt die völlig anders gelagerten innenpolitischen Voraussetzungen. Ein Gespenst geht um in der Sowjetunion: das Gespenst der „Arbeiterräte“, der „Arbeiterselbstverwaltung in den Betrieben“ als einer echten Lösung des sozialen Problems. Auch die Ereignisse in Ungarn und Polen und die teilweise praktizierte Anerkennung eines solchen Systems in Jugoslawien haben zur Unrast beigetragen. Vom Dezemberplenum 1956 bis heute ziehen sich die Versuche, diese Entwicklung zu bremsen oder abzufangen. Aber mit halben Lösungen kann man ihr nicht beikommen. Dazu ist sie bereits zu stark. Und sie würde es selbst einem Alleinherrscher Chruschtschew schwer machen, ein echter neuer Stalin zu werden. Das hat sich erst Ende Januar wieder gezeigt, als derselbe Chruschtschew, der einst in den Kolchosen nur eine Übergangsphase zu den Sowchosen, ja zu den Agrostädten (als der echten sozialistischen Wirtschaftsform) sah, in seiner Minsker Rede für die Übergabe der MTS an die Kolchosen eintrat. Dieser entscheidende Positionswechsel ist wohl kaum freiwillig erfolgt, sondern geht auf den Druck in den Kolchosen zurück. Was Schukow einst versprochen hat, wird jetzt von seinem Bezwinger durchgeführt.

Vor einiger Zeit hat Moskau die syrisch-türkische Krise provoziert und in ihrem Schatten die Ausschaltung Schukows durchgeführt. Die kürzlich angelaufene außenpolitische Offensive der Sowjetunion, die Bemühungen um eine Gipfelkonferenz und die Brieflawinen Bulganins sprechen dafür, daß im Kreml auch jetzt wieder entscheidende Veränderungen im Gange sind. Wir dürfen uns noch auf mehrere solcher Aktivitätsphasen gefaßt machen. Denn die Veränderungen im Kreml gehen nicht allein auf simple Machtkämpfe zurück, in denen dann die eine oder andere Gruppe Sieger bleibt. Sie haben auch ideologische Motive, die erstmals über bloße Auffassungs-Nuancen und Fraktionsstreitigkeiten hinausgehen und auf die, gleichfalls zum erstenmal, auch jene ideologischen Auseinandersetzungen erheblich einwirken, die im kommunistischen Raum außerhalb Rußlands ins Rollen gekommen sind.

P. S.

MATYÁS

Aus „Népszabadság“ (Budapest) vom 24. Januar 1958, dem 500. Jahrestag der Königswahl Matyás' des Gerechten:

„... König Matyás hat den Zentralismus bis zu einem Grad entwickelt, daß ... das Wort des Königs das größte Gewicht im Lande hatte. Er erzielte große Erfolge darin, daß er die Macht der weltlichen und kirchlichen Machthaber einschränken konnte. König Matyás hat in seiner Weise und in seiner Zeit für fortschrittliche Ziele gekämpft ...“

Vorbereitungen für die Rückkehr Rákosis?

Psychologia Austriaca

DER ÖSTERREICHISCHE ANTEIL AN DER LEHRE SIGMUND FREUDS

Im internationalen Klischee ist nur noch Johann Strauß so eindeutig und innig mit Wien verbunden wie Sigmund Freud. Auf dem Theater und im Film, besonders im amerikanischen, ist der unfehlbar aus Wien stammende Psychoanalytiker zur stehenden Figur geworden, und ein halbwegs gepflegter Dialog kann heutzutage ohne Verwendung psychoanalytischer „Fachausdrücke“ kaum noch auskommen. Von der wirklichen und gewaltigen Bedeutung der Freudschen Lehre, von ihren umwälzenden Auswirkungen auf die Wissenschaft vom Menschen brauchen wir nicht erst zu reden. Mit Recht wurde Sigmund Freud, als sich im Mai 1956 sein Geburtstag zum hundertstenmal jährte, in der ganzen westlichen Welt als eines jener Genies gefeiert, die „das Klima des Jahrhunderts verändert“ und „am Schlaf der Menschheit gerührt“ haben.

Sie wird ihr Vertrauen in die eigene Traumlosigkeit nie wieder zurückgewinnen. Denn Freud hat den Menschen nicht nur gezeigt, wie sie träumen. Er hat ihnen auch gezeigt, warum sie ihre Träume vergessen und verleugnen, und daß sie sich durch diesen Mangel an Selbsterkenntnis und Selbstbekenntnis darum betrügen, den Sinn ihrer Träume zu verwirklichen.

VON WIEN UND GEGEN WIEN GEFORMT

Es ist kein Zufall und ist nicht bloß aus (unleugbar bestehendem) Ressentiment zu erklären, wenn Freuds hundertster Geburtstag gerade in Österreich verhältnismäßig geringen Widerhall gefunden hat. Schon zu Lebzeiten ist es ja ihm selbst und seinem Werk nicht anders ergangen. Siebenundsiebzig Jahre verbrachte Sigmund Freud in Wien (wohin er als Vierjähriger aus seiner mährischen Geburtsstadt gekommen war), sechsundvierzig Jahre davon in der selben Wohnung, ein paar Schritte von der geliebten und gehaßten Universität entfernt. Er litt an der weichen, spezifisch österreichischen Art des Widerstands, mit der man ihm hier begegnete, er klagte und raunzte über Wien ganz nach Landessitte — was allerdings, gleichfalls der Landessitte entsprechend, seiner Anhänglichkeit an Wien keinen Abbruch tat. Niemals traf er auch nur die geringsten Anstalten, eines der vielen lockenden Angebote aus dem Ausland zu akzeptieren. Er blieb ein Österreicher selbst dann noch, als Österreich 1938 zu bestehen aufhörte. Was hätte wohl der Psychoanalytiker Freud über das Verhalten eines berühmten Mannes gesagt, der seine haßgeliebte Heimatstadt auch nach dem Beginn der Nazibesetzung nicht verlassen wollte, sich dadurch in akute Lebensgefahr begab und schließlich von seinen Freunden nur mit knapper Not zu jener Trennung von Wien gedrängt wurde, die er angeblich stets herbeigewünscht hatte?

Aber wie österreichisch Freud auch war — es ist nicht der historische Zufall seiner Herkunft, der die Psycho-

analyse zu einer Psychologia Austriaca macht. Sondern sie ist österreichisch in einigen ihrer typischen Wesenszüge — obwohl und weil sie dazu beigetragen hat, die Fragwürdigkeit so naiv eindeutiger Begriffe wie „typisch“ und „österreichisch“ aufzudecken.

Auf den ersten Blick gibt es keinen größeren Gegensatz als den zwischen Freud und dem Wien vor dem ersten Weltkrieg. Ob dieses Wien nun wirklich so tolerant, gemütlisch, kompromißbereit und skeptisch-ironisch war, wie es schien — seine geistige Atmosphäre wurde jedenfalls durch eine Haltung bestimmt, die alles Radikale belächelte, um es nicht erst ablehnen zu müssen, alles Definitive als Taktlosigkeit ansah und sich im Konflikt zwischen Alternativen regelmäßig für den Lösungsaufschub entschied. Diesem Gemisch aus dilatorischer Halbheit und eleganter Schlamperei setzte Freud seinen kompromißlosen, harten, ja groben Wahrheitsfanatismus entgegen.

Im psychoanalytischen System erscheinen Arbeit, biologische Triebstruktur des Menschen und seine historisch-geographischen Voraussetzungen als etwas schicksalhaft Gegebenes, dem man sich zu fügen hat. Diese puritanisch harte Grundeinstellung besteht darauf, die Dinge beim Namen zu nennen, und zwar beim denkbar deutlichsten. Gegen die lebenswürdige Abrundung der Kanten, gegen die konziliante Beschönigung opponierte Freud mit dem radikalsten Ausdruck für das, was ihm als wahr erschien — gerade weil sein Wien alles, auch die Wahrheit, unter Anführungszeichen stellte. Weder in wissenschaftlichen noch in persönlichen Dingen konnte Freud diplomatisch sein. Ihm fehlte es an jener intuitiven Anpassungsfähigkeit, die dem Wiener so oft zugeschrieben wird. Er wollte durchaus nicht „seine Ruhe haben“ und konnte daher keine Ruhe geben. Er wollte ein Berichterstatter der Seele sein, nicht ihr Feuilletonist.

DER REDUZIERTER HAUSHERR

Lange vor Freud waren Träume gedeutet und unbewußte Seelenvorgänge beschrieben worden. Freud als erster vermutete eine *Ordnung* im Chaos der allen logischen und gesellschaftlichen Normen widersprechenden Triebverflechtungen. Er entdeckte die *Gesetzmäßigkeiten* einer Sphäre, die keinem Gesetz zu folgen scheint. Kopernikus hatte die geozentrische Illusion zerstört, daß sich der Kosmos um die Erde drehe, Darwin die anthropozentrische, daß der Mensch das Endprodukt und ein Spezialfall der Schöpfung sei. Freud fügte diesen narzistischen Kränkungen die letzte und schwerste hinzu: daß der Mensch nicht einmal mehr unumschränkter Herr im eigenen Haus ist.

Doch die Naturgesetzmäßigkeit seiner unbewußten Tendenzen macht ihn keineswegs zu deren hilflosem Spielball. Die Erkenntnis, nicht nur der äußerlichen Not, sondern dem eigenen Unbewußten ausgesetzt zu sein, ermöglicht es ihm vielmehr, sich selbst zu durchschauen und zu bestimmen. Einer von Freuds Patienten soll einmal ärgerlich bemerkt haben, daß, wenn Träume unbewußte Seelenvorgänge ausdrücken, doch nicht *er* für sie verantwortlich

Dr. Friedrich Hacker, 1914 in Wien geboren, leitet in Los Angeles die von ihm gegründete „Hacker-Clinic and Foundation“, eines der bekanntesten psychiatrischen Forschungsinstitute Amerikas. Er hat sich jetzt mehrere Monate lang in Wien aufgehalten, las als Gastprofessor der Universität über „Sozialpsychologie und Ichpsychologie“ und hielt außerdem eine Reihe von Vorträgen, die in der Öffentlichkeit starkes Echo fanden.

sei. „Wer denn sonst?“ fragte Freud. Denn für ihn war die Feststellung unbewußter Strebungen kein Freibrief. Er folgerte aus ihr die Verpflichtung des Menschen zu einer tieferen Selbsterkenntnis und Selbstverantwortung.

Mit dieser in jedem Sinne „strengen“ Methodik hellt die Psychoanalyse das schlüpfrige Zwielficht auf, das urgewaltige Triebe zu einem koketten Gesellschaftsspiel verniedlichen will. Zwar erkennt sie in der Sexualität die Quelle menschlicher Lust, innig mit dem energetischen Ursprung allen Tuns verbunden; die Liebe aber, zum Unterschied von den Trieben, ist weder naturgebunden noch naturgegeben, ist nicht von Anfang an da, keine automatisch wirkende Gabe, kein Geschenk, sondern ein Entwicklungsziel, das *erworben* sein will. Mit dieser humanitär einfachen Fassung des Liebesbegriffs steht die Psychoanalyse sowohl im Gegensatz zu einer sentimentalischen Idealisierung, die in der Liebe nur das göttliche Walten des Zufalls sieht, als auch im Gegensatz zu einer naturwissenschaftlichen, materialistischen Reduktion, für die „Liebe“ als Begriff überhaupt nicht existiert. Freud konnte die Liebe analysieren, ohne sie zu zerstören, und hat vielen Menschen dazu verholfen, ihrer teilhaftig zu werden. Seine Kritiker geben vor, die Liebe gegen die Psychologie verteidigen zu müssen — und nehmen die Idealisierung der Liebe für die Verwirklichung. Sie sind schlechte Psychologen und noch schlechtere Liebende.

DER NEUE KONTINENT

Freud war ausgezogen, die Gesetzmäßigkeiten der psychischen Entstellungen und Verzerrungen unserer Welt zu studieren und zu registrieren. Zu seinem Erstaunen und Entsetzen fand er eine neue Welt. Und wie Columbus nannte er das Neuentdeckte vorerst beim Namen des von ihm Antizipierten, ehe er sich zur Erkenntnis durchrang, daß er hier tatsächlich auf einen eigenen Kontinent mit eigenen Formen und eigener Gesetzmäßigkeit gestoßen war. Und da er immer nur beschreiben, nicht spekulieren wollte, begann er — ohne dessen gewahr zu werden — das neu entdeckte Gebiet so darzustellen, wie er es sah: im Ebenbild des österreichischen Staatswesens. (In diesem Punkt glich er einem andern genialen Österreicher, dem Dichter Franz Kafka, der seine metaphysische Gerichts- und Schloßverwaltungswelt mit einer gespenstischen Bürokratie bevölkerte, die unverkennbar österreichische Züge aufwies.)

Der „psychische Apparat“, wie Freud seine Neuentdeckung in wissenschaftlicher Bescheidenheit und unbewußter soziologischer Anspielung nannte, besteht aus drei Provinzen: dem *Es*, dem *Ich* und dem *Über-Ich*. Sie sind nach verschiedenen Prinzipien organisiert und haben innerhalb des Individuums selbst wiederum ihre eigene Tradition, ihre eigene Sprache, und empfinden das Zusammenleben im Kerker des Individuums oft als beklemmende Knechtschaft.

Das *Es* beherbergt die ungezüglichten, rebellischen, keiner Vernunft zugänglichen Triebe, die ausbruchsbereit das Gefüge der gesamten Persönlichkeit zu sprengen drohen, da sie rücksichtslos nur der unmittelbaren Befriedigung dienen. Das *Über-Ich*, dem *Es* in vieler Hinsicht diametral entgegengesetzt, ist manchmal ebenso schwer durch Vernunft zu lenken. Seine Instanzen halten in starrer Prinzipientreue an heterogenen, ja einander wider-

sprechenden Wertsystemen fest. Die Situation wird ganz besonders gefährlich, wenn das *Es* und das *Über-Ich* einen Geheimbund eingehen und sich in raffiniert-verschleierter Weise gegen das vernünftige *Ich* auflehnen. Dieses *Ich*, die dritte seelische Instanz, ist ständig um Ausgleich und Versöhnung bemüht. Es folgt der Gesetzmäßigkeit eigener, autonomer Funktionen (wie des Gedächtnisses und des Bewußtseins überhaupt), muß aber vor allem die vom *Es* und vom *Über-Ich* verfochtenen Triebforderungen und Prinzipien miteinander und mit der Wirklichkeit so weit in Einklang bringen, daß seine eigene Existenz und die Existenz des Gesamtindividuum ermöglicht wird.

DAS ICH ALS BESCHWICHTIGUNGS-HOFRAT

Unter solchen Umständen kann von Konfliktvermeidung keine Rede sein. Ständiger Konflikt ist das Lebensgesetz. Das innere, dynamische Kräftespiel kann bestenfalls zum Resultat eines zeitweiligen Waffenstillstands und unsicheren Ausgleichs führen. Jede Lösung ist eine Notlösung, oft eine Improvisation. Aus Traditionen und meist bitteren Erfahrungen entwickelt das *Ich* eine Struktur, einen Regierungsstil: die individuelle Persönlichkeit. Diese Individualität entfaltet sich am wirkungsvollsten, wenn schmiegsame Elastizität durch ständige Improvisationsmöglichkeiten gewährleistet ist. So wird gerade in der prekären Balance des ständigen und ständig bedrohten Kompromisses das Wesen des gesunden Menschen erkannt. Denn auch die Gesundheit ist, ebenso wie die Liebe, kein naturgegebenes Geschenk und kein Zufall, sondern ein Entwicklungsprodukt, das stets aufs neue erworben sein will.

Neurotische Erkrankungen entstehen aus einer Erstarrung der Persönlichkeitsinstanzen; das Persönlichkeitsganze wird dann relativ kompromißlos der einen oder anderen Provinz ausgeliefert. Das gesunde *Ich* als die Sphäre eines — wenngleich problematischen — freien Wollens verhindert durch ständiges Kompromiß die Kapitulation vor dem ausschließlichen Radikalismus des triebhaften *Müssens*, des prinzipientreuen *Wollens* und der nichts als realitätsangepaßten *Konformität*. Eine Individualität, die mehr als nur Anpassung, nur Triebbefriedigung und nur Prinzipientreue sein will, muß alle diese Tendenzen und deren Folgen anerkennen und voll erkennen, um sie unterdrücken zu können. Das Ignorieren einer Rebellenminorität (*Verleugnung*) führt nicht zu ihrem Verschwinden, das auch durch übermäßig scharfe Polizeimaßnahmen (*Verdrängung*) nicht erreicht wird. Im Gegenteil. Der so entstehende Untergrundcharakter der Illegalität gibt auch ursprünglich unbedeutenden Rebellen eine gefährliche, weil geheime Virulenz. — So etwa ließe sich die psychoanalytische Neurosengenease versinnbildlichen.

Unvermeidliche Entwicklungskonflikte können an der Oberfläche teils durch Befriedigung, teils durch Resignation bewältigt werden. Durch Verdrängung werden sie unbewußt und somit unveränderlich fixiert. Diese nunmehr unbewußten Konflikte, wie harmlos sie einst gewesen sein mögen, werden zu Krankheitskeimen, die nach Art von Guerillakämpfern oft überraschend und an ganz anderer Stelle auftauchen. Ein starkes, auf seine Stärke vertrauendes Staatswesen darf es sich erlauben, abweichende Minoritäten anzuerkennen, zu dulden und sich im einzelnen auf die Elastizität der jeweils notwendigen Maßnahmen zu verlassen. Ähnlich soll das gesunde *Ich* die Bewußtmachung

der Triebe und Gewissensforderungen nicht nur gestatten, sondern erzwingen. Einige der so offenbaren Ansprüche werden sich befriedigen lassen, die meisten müssen unbefriedigt bleiben. Sich damit abzufinden, bedeutet ein Opfer, das aber nur in der Helle des Bewußtseins wirksam werden kann. Das Bewußtsein wird zur Vorbedingung einer gesunden Resignation. Das Motto des Ich lautet: verdränge nicht oder nicht allzuviel, um nicht krank zu werden, aber *verzichte*, weil das eigene Überleben dies erfordert. Auf dieser Einsicht in die tragisch unausweichliche Resignationsnotwendigkeit läßt sich sehr wohl ein gutes, erfülltes und zuweilen sogar glückliches Leben begründen.

Die Resignation, die sich selbst als unvermeidlich erkennt und sich daher leichtnehmen kann, ironisiert den Ernst des Lebens. Es ist diese Ironie, die bei Grillparzer, Nestroy, Schnitzler, Kafka, Musil und Freud im Traum und in der Maskerade den tödlichen Ernst des Spiels entdeckt. Es ist die nicht immer fröhliche, aber doch mit Fassung und ohne Pathos ertragene Einsicht in eine nun einmal gegebene Ausweglosigkeit, die wir als spezifisch österreichisches Aktions-Tonikum erkennen. Das Ich, hier das völlige Ebenbild und Gleichnis des Österreichers, weiß — oder handelt, als ob es wüßte —, daß nur das Konkrete wichtig ist im Leben. Und das Leben kann nur durch eine Mischung von Kompromiß und Improvisation gemeistert werden. Der tragische Ausgang ist dann gar nicht mehr so traurig und wird integraler Bestandteil des ungewissen, gewagt balancierten Lebensspiels oder Lebenstraumes.

Diese Wechselbeziehung zwischen Wachen und Traum, Ernst und Spiel, Ratio und Phantasie, Leben und Tod ermöglicht und erzwingt auch eine Atmosphäre der Toleranz, die zuweilen sogar in Gemütlichkeit ausarten mag. Und welches andere Land fügt sich so gut wie Österreich zur Vorstellung einer Seelengendarmerie, die streng die Grenze zwischen Bewußt und Unbewußt bewacht, aber bei Nacht in ihrer Wachsamkeit soweit nachläßt, daß das Schmuggeln verbotener Konterbande möglich wird — daß die Träume zustandekommen?

HUMANITÄT STATT PATHOS

Damit sind Geschichte und Geographie des neuen inneren Kontinents umschrieben. Statt des naiv als „selbstverständlich“ gefühlten Scheins der Geschlossenheit wird das moderne Individuum auch wissenschaftlich „entdeckt“: als der gebrochene, zerrissene, lädierte, leidende, vor allem an sich selbst leidende, sich selbst ungewisse Mensch. Die Selbsterkenntnis zerstört nicht nur die sentimentale Naivität des Scheins der individuellen Einheit; sie vernichtet auch das auf straffer, einheitlicher Organisation beruhende, auf maximalen Effekt ausgerichtete Gesundheitsideal wirk-samer Tüchtigkeit und führt — durch das Erlebnis der tiefen Fragwürdigkeit der eigenen Existenz — vorerst zum Leiden an sich selbst. Doch ist dies nur ein vorläufiges, nicht das letzte Gleichnis der menschlichen Situation. Gerade darin besteht ja die entscheidende humanitäre Wendung der Psychoanalyse: daß sie den Menschen nicht nur (wie Karl Kraus es in bezug auf Österreich formuliert hat) als „Experimentieranstalt für Weltuntergänge“ erkennt, sondern auch als Versuchslaboratorium für deren Vermeidung.

Die Psychoanalyse ist der Meinung, daß der Mensch entlarvt werden muß, damit ihm geholfen werden kann.

Ihr revolutionäres Element liegt nicht im Pathos der Ziele, sondern in der *Neuartigkeit der Wege*, auf denen die Ziele erreicht werden sollen. Die humanitäre Losung „Leben und Lebenlassen“ wird verinnerlicht, Gesundheit und Reife werden dadurch erreicht, daß man nicht nur das Andere im Andern, sondern vor allem das Andere in sich selbst gelten läßt. Dazu aber bedarf es intimer Selbsterkenntnis und Selbsterkenntnis. Methoden wie die Hypnose, mit der ja auch Freud begonnen hat, mögen einfacher sein, weil sie viel schneller und wirksamer zum Kern des Unbewußten vorzustößen scheinen. Doch wird, trotz noch so eindrucksvoller symptomatischer Erfolge, sehr bald der gewaltsame und entstellende Charakter aller suggestiven Methoden offenbar: sie zwingen der inneren Komplexität nur ein vereinfachendes Schema auf, das eine Lösung nur vortäuscht und damit die Austragung des wahren Konflikts verhindert. In der freien Assoziation jedoch — „frei“ in dem Sinne, daß sie keinem äußeren Zwang gehorcht, sondern nur der eigenen inneren Gesetzlichkeit — zeigen sich sowohl die unüberwindlichen Gegensätze zwischen den inneren Provinzen, wie deren geheime Querverbindungen.

Auch hier, wie bei seiner vermeintlichen „Pansexualität“, hakt mit Vorliebe die an Freud geübte Vulgärkritik ein. Sie hat insofern recht, als das Innerste, das Intimste des Menschen nicht einfach ein wissenschaftliches Objekt ist wie irgendein anderes. Der Naturwissenschaftler, der sich — um mit Hofmannsthal zu sprechen — in „die tiefsten Tiefen des zweifelhaften höheren Königreichs Ich“ begibt, ist tatsächlich ein Abenteurer ganz besonderer Art. Von jedem aus der Bergwerkstiefe zutage geförderten Fund wurde Freud aufs neue hinabgesandt, um der individuellen wie der Menschheitsgeschichte ein geheiligtes Tabu nach dem andern zu entreißen. Diesem zugleich schreckhaften und faszinierenden Erlebnis der Tiefe und ihrer Dämonie entspringt in der österreichischen Literatur, von Nestroy bis Herzmanovsky-Orlando, der ironische Humor und die Skurrilität. In der Psychologia Austriaca entspringt ihm die helfende Hinwendung zum Andern.

Die Konsequenzen der Freudschen Ideen für die Umformung sozialer Institutionen, für die Gesellschaftskritik, die Pädagogik und die Rechtspflege sind noch immer nicht abzusehen. Hier hat die Psychoanalyse den Gedanken einer schöpferischen Revolution durch nuancierte Komplexität verwirklicht. Erst ihre vielen gegensätzlichen Züge, die das Ganze des Menschen umfassen, geben ihr die spezifische Form. Sie ist vielschichtig und vieldeutig, ist weniger ein durchorganisiertes System als eine reiche Sammlung psychologischer Essays. Und gerade darin liegt, allen Systematikern zum Greuel, ihr künstlerischer Reiz, ihr poetischer Charme — und ihre Wahrheit. Sie hat um Jahrzehnte die nun auch mathematisch formulierte physikalische Weltansicht vorweggenommen, die das Wesen der Wirklichkeit in der Komplementärbeziehung erkennt: ein und dasselbe wird dadurch zur Einheit, daß es von verschiedenen Perspektiven aus nicht nur verschieden, sondern logisch widerspruchsvoll erscheint. Der Charakter der Psychoanalyse besteht, wie der Charakter der Wirklichkeit, nicht im Entweder-Oder, sondern im Sowohl-Als auch.

Und gilt nicht im Grunde für den Menschen überhaupt, was dem Österreicher so gerne vorgehalten wird: daß er ja gar nicht wisse, was er ist und wie er es wurde?

Frei kriechende Siamesen

EIN REISEBERICHT AUS BANGKOK

Bangkok ist keine schöne Stadt. Es ist, um die Wahrheit zu sagen, häßlich. Das Stadtbild zeigt weder Planung noch Charakter. Für die Unterkunft der Götter ist bestens gesorgt, für die der Menschen nicht so sehr. Die Tempel von Siam, besonders der „Tempel des Smaragdnen Buddha“, sind von einer Großartigkeit, die es mit den schönsten europäischen Bauwerken aufnehmen kann. Aber es gibt kaum ein halbes Dutzend anständiger Gebäude für Sterbliche.

Die Malayen, die sehr liebenswürdige Leute sind und niemals zu lächeln aufhören, werden von den Siamesen noch übertrumpft. Die Siamesen lachen fast pausenlos. Sogar ihre Währungseinheit hat einen zum Lachen reizenden Namen, nämlich „Tical“, was genau so ausgesprochen wird wie „tickle“, und das heißt auf deutsch: kitzeln. Ihre Lebensphilosophie sagte mir sofort im höchsten Maße zu, denn sie deckt sich mit der meinen. Ohne es zu wissen, war ich schon die längste Zeit ein Krypto-Siamese gewesen. Ich möchte die hier in Rede stehende Philosophie als die „Philosophie des Achselzuckens“ bezeichnen. Aber sie ist in keiner Weise zynisch. Sie besagt, daß man die Annehmlichkeiten des Lebens zwar dankbar, aber nicht gierig genießen soll. Wozu sich sorgen? Wozu hasten und eilen? So wichtig, wie die Dinge scheinen, sind sie nie. Und ganz egal, welche Durchschnittsgeschwindigkeit wir entwickeln: zum Schluß kommen wir alle an das gleiche Ziel. Bedroht die Wasserstoffbombe tatsächlich den Fortbestand unsres Planeten? Möglich. Aber warum soll man schon jetzt tun, als ob sie explodiert wäre? Vielleicht explodiert sie gar nicht. Und außerdem steht noch gar nicht fest, daß es ein gar so großes Unglück wäre, wenn die Erde in die Luft ginge. Die Menschen übertreiben. Im Universum bleibt noch eine raue Menge von Himmelskörpern übrig.

Begriffe wie Ehrgeiz, Erfolg, Karriere oder Prestige sind meinen Mit-Siamesen nicht nur fremd, sondern unverständlich. So unverständlich wie einem New Yorker Geschäftsmann etwa die Vorstellung ist, daß er in einer einfachen Hütte ohne Diktaphon glücklich sein könnte.

*

Siam — auch Thailand geheißen — ist als einziges südostasiatisches Land niemals unter der Herrschaft einer europäischen Macht gestanden (im zweiten Weltkrieg hatten es die Japaner besetzt). Von Europäern niemals beherrscht worden zu sein, ist natürlich ein Segen. Aber in mancher Hinsicht ist es doch auch ein Defekt. Daraus, daß die Siamesen immer

frei waren, mag sich ihre Offenherzigkeit und ihre angenehme Wesensart erklären. Allerdings kenne ich europäische Völkerstämme, die gleichfalls immer frei waren und nicht halb so angenehm sind.

Jedweder „Sahib“-Komplex liegt den Siamesen meilenfern. Sie behandeln die Europäer mit Selbstverständlichkeit als ihresgleichen und haben auch keinerlei Minderwertigkeitsgefühle wegen ihrer Hautfarbe, die übrigens bedeutend attraktiver ist als die unsere und ihnen eigentlich Höherwertigkeitsgefühle vermitteln müßte. Als nach dem Krieg der asiatische Nationalismus aufflammte, als die Völker dieses Kontinents in glorreichen Kämpfen sich ihrer europäischen Herren entledigten und unabhängig wurden, fühlten sich die Siamesen ein wenig benachteiligt: sie hatten keine europäischen Unterdrücker hinauszuerwerfen, weil keine da waren, und sie konnten keine glorreichen Schlachten um ihre Unabhängigkeit schlagen, weil sie ihre Unabhängigkeit schon längst aufs beste verwalteten. Ganz Asien befand sich in einem Tadel der Freiheit, in einem Freudenrausch über die endlich wahr gewordenen Unabhängigkeitsträume. Die armen Siamesen mußten zuschauen.

Das konnte sich auf die Dauer nicht halten. Dagegen mußte etwas geschehen. Und dank der Hilfe der Kommunisten und ihrer Mitläufer, nebst ein paar naiven Nationalisten als Draufgabe, geschah auch wirklich etwas. Zwar gab es in Siam keine antieuropäischen Ressentiments — aber mit ein wenig gutem Willen ließen sie sich erzeugen. Zwar gab es nicht genug Europäer, die man zum Ziel solcher Ressentiments nehmen konnte — aber im Dienste der SEATO strömten mehr und mehr Amerikaner ins Land und lieferten den Kommunisten das gewünschte Propagandamaterial. Denn die Asiaten sind großzügig, und auf den kleinen Unterschied zwischen Amerikanern und Europäern kommt es ihnen nicht an. „Europäer“ bedeutet, zumal in Südostasien, soviel wie „Weißer“; und da man die Bezeichnung „Weißer“ nicht verwendet, weil man die Hautfarbe eines Menschen für irrelevant hält, bezeichnet man alle Menschen weißer Hautfarbe, einschließlich der Amerikaner, als „Europäer“. Das ist gewiß eine sehr gute Bezeichnung, aber ich habe eine noch bessere gefunden: man sollte alle Weißen „Amerikaner“ nennen. Leider bin ich mit diesem Vorschlag nicht durchgedrungen.

Seit zwei Jahren ist in der siamesischen Presse eine Kampagne gegen alles Europäische im Gange. (Keine sehr heftige. Nichts, was die Siamesen tun, wird heftig getan.) Wenn ein trinkfreudiger amerikanischer Sergeant in irgendeinem Nachlokal mit ein paar Siamesen einen Raufhandel hat, wobei es gewöhnlich um die Gunst einer gerade verfügbaren Dame geht, dann bekommt man tags darauf in den Zeitungen prompt etwas über die thailändische Frauenehre zu lesen, die von den Imperialisten besudelt wird. Und wenn

ein amerikanischer Straßenkreuzer mit seinem Kotflügel einen Siamesenknaben streift, dann brüllt es balkend aus der Presse: „WIE SIE UNS BEHADELN!“. Auf die Dauer wirkt das. Immer mehr Europäer beginnen sich unbehaglich zu fühlen und erklären, daß man in Bangkok nicht mehr leben kann. Vielleicht sind sie da zu empfindlich. Überempfindlichkeit ist ja kein asiatisches Monopol.

*

Die Siamesen nennen und rufen einander beim Taufnamen. Oder beim Buddhistenamen. Kurz und gut: beim Vornamen. Ihre Familiennamen sind meistens auch den besten Freunden unbekannt. Wenn jemand beispielsweise Bisdar Siwasariyanon heißt, wird er einfach Bisdar gerufen, was durchaus einleuchtet. Er bekommt auch seine Briefe unter diesem Namen, und seine Diener reden ihn mit „Herr Bisdar“ an. Selbst wenn er mit Geschäftsfreunden oder mit andern Angehörigen seiner Gesellschaftsschicht zusammenkommt, bleibt es bei Bisdar. Und nicht einmal wenn er mit einem Mädchen intim wird, sagt sie Siwasariyanon zu ihm.

Etwas sehr Lustiges ist eine Fahrt mit den „Trischas“, den dreirädrigen Taxis. Sie sind nicht ganz so unbequem wie manche europäischen Taxis, aber genau so teuer. Im übrigen haben sie, unabhängig von ihrer Räderanzahl, keine Taxameter, so daß es sich empfiehlt, über das Fahrgeld vor Antritt der Fahrt zu unterhandeln und womöglich zu einem Ergebnis zu gelangen. Ich für meine Person habe nichts dagegen, als Tourist behandelt zu werden, und bin immer darauf gefaßt, daß man mich übers Ohr haut. Aber ich lege Wert darauf, daß der Betrug sich in maßvollen und würdigen Grenzen hält. Einmal forderte ein Taxichauffeur 30 Ticals für eine Fahrt, und als ich ihm 15 anbot, lehnte er sie ab und begann in fließendem Siamesisch zu schimpfen. Ich hielt ein anderes Taxi an und offerierte dem Chauffeur 10 Ticals. Er war dankend einverstanden. Tags zuvor hatte mich dieselbe Wegstrecke 7 Ticals gekostet. Bis heute peinigt mich der Gedanke, ob nicht auch 5 Ticals ausgereicht hätten, um den Chauffeur zu überzahlen.

Verglichen mit dem in Siam gepflegten Fahrstil sind die französischen Automobilisten zaghaft und duldsam, und die italienischen vorschriftsgläubig und ruhig. Was sich in Bangkok in den verkehrstarken Stunden abspielt, muß man gesehen haben, um es zu glauben. Manchmal glaubt man es selbst dann noch nicht. Es ist ganz ähnlich wie in Japan, wo sich die Taxichauffeure bekanntlich aus den Reihen ehemaliger Selbstmordpiloten rekrutieren. Ich persönlich halte ihre jetzige Beschäftigung für ungleich gefährlicher. Ein Beamter der britischen Botschaft, der schon lange in Bangkok lebte, wußte mir zu diesem Punkt etwas besonders Aufschlußreiches zu erzählen. „Ich war“, erzählte er, „auf Urlaub in England. Als ich zum erstenmal mit meinem Wagen ausfuhr, befehligte ich mich schon bei der ersten Kurve einer Vorsicht, die nach Bangkok-Begriffen geradezu musterhaft, wo nicht gar lächerlich zu nennen war.

Nach seinen ebenso amüsanten wie informativen Reiseberichten aus den europäischen Zwergstaaten (Andorra, Monaco, San Marino) wird es unsere Leser sicherlich interessieren, was George Mikes aus Asien zu berichten weiß. FORVM, immer um Internationalität bemüht, bringt hiemit die siamesischen Impressionen des englisch-ungarischen Humoristen zur deutschen Erstveröffentlichung.

Sofort bekam ich eine Polizeistrafe von fünf Pfund, und der Führerschein wurde mir auf der Stelle entzogen.“

*

Siam ist wohlhabend, die Siamesen sind arm. Das Land hat etwa die doppelte Größe und nur ein Drittel der Bevölkerungszahl Englands. Obwohl Löhne und Einkommen niedrig sind, bleibt Hunger und Not selbst dem Allerärmsten erspart. „Auf den Feldern wächst Reis, im Wasser schwimmen Fische“, sagen die Leute, und damit haben sie nicht nur recht, sondern sie haben auch etwas davon.

Der Siamese ist zutiefst konservativ und auf Besserung und Fortschritt nicht sehr neugierig. Er heiratet die paar Frauen, die ihm gefallen, und lebt mit ihnen glücklich und in Frieden. Manchmal heiratet er nur eine einzige Frau und hält sich daneben so viele Konkubinen, als seine Vermögensverhältnisse ihm gestatten. In jedem Fall bleiben die einzelnen Damen sorgfältig voneinander getrennt, so daß die meisten Siamesen für mehrere Haushalte aufzukommen haben. Es ist im Grunde dasselbe System wie bei vielen Europäern, nur wird es mit der schon erwähnten siamesischen Offenheit geübt. Trotzdem kann es geschehen, daß ein Siamese seine Frau belügt und ihr zum Beispiel sagt, er habe eine seiner Konkubinen besucht, was durchaus statthaft ist. Aber in Wirklichkeit war er im Spielcasino, und so etwas schickt sich nicht.

Ungeachtet der zunehmenden Verwestlichung der siamesischen Lebensformen treten die Frauen nie in den Vordergrund, sondern erwecken den Eindruck stiller, ergebener Dienerinnen. Das täuscht. Oft verwalten sie die Finanzgebarung der ganzen Familie, und ein siamesischer Ehemann kann genau so unter dem Pantoffel stehen wie ein europäischer. Achtzig Prozent des gesamten Grundbesitzes in Siam befinden sich in weiblichen Händen. Die Frauen sind klüger und geschäftstüchtiger als die Männer, die zur Verschwendung und zum Hazardieren neigen. Einer meiner siamesischen Freunde fand folgende treffliche Formulierung: „Wir sind ein wunderbar ausgeglichenes Volk, weil unsere Frauen so großartig sind. Sie haben alle Tugenden unserer Rasse. Wir haben alle Laster.“

*

Drei Einrichtungen sind es, an die man in Siam unbeugsam glaubt: an die Religion, an die Revolution und an die Monarchie.

Die Volksreligion Siams ist der Buddhismus und der König gilt als „Verteidiger des Glaubens“. Man kann vielfach die Meinung hören, daß die angenehme Wesensart der Siamesen auf ihre undogmatische und freundliche Religion zurückgehe. Das Gegenteil trifft zu. Es ist die angenehme Wesensart der Siamesen, die den von ihnen geübten Buddhismus zu einer undogmatischen und freundlichen Religion gemacht hat (ganz anders als beispielsweise in Tibet, wo er sich durch geradezu grausame Strenge auszeichnet). Zweifellos ist die Religion von großer

Wirkung auf ein Volk. Aber der Volkscharakter übt auf die Religion noch größere Gegenwirkung aus. So wurde in Malaya der Islam verwässert, und in Amerika das Christentum kommerzialisiert.

Es gibt in Siam genau 18.416 Tempel und Klöster, und es gibt mehr Buddha-Bildnisse als Einwohner. 13 Jahrhunderte lang haben die siamesischen Künstler nichts anderes produziert als Buddha-Bildnisse, in jeder Größe und aus jedem Material, vom Miniatur-Amulett bis zu der riesenhaften, 130 Meter hohen Buddha-Statue in Nakorn Pathom. Vom Umfang abgesehen, unterscheiden sich all diese Buddhas nur wenig voneinander. Man kann den siamesischen Künstlern keine Originalitätshascherei vorwerfen. Immer wieder haben sie geduldig das gleiche Buddha-Bild reproduziert, und sie wären vermutlich sehr unangenehm überrascht, wenn sie entdecken müßten, daß sich an diesem Bild in den vergangenen 1300 Jahren etwas geändert hat.

*

Man kann in Bangkok keine zehn Minuten spazierengehen, ohne mehreren Gruppen von Mönchen in ihren gelben Kutten zu begegnen. Zu irgendeiner Zeit seines Lebens muß jeder junge Mann in Siam ein Mönch werden. Das scheint eine Dienstverpflichtung zu sein. Siam hat keine Bundeswehr, es hat einen Bundesklerus. In den Klöstern säubern die jungen Männer ihren Geist, üben sich in Enthaltsamkeit und Selbstdisziplin und lesen die heiligen Bücher. Beim Eintritt ins Kloster müssen sie ihren gesamten weltlichen Besitz aufgeben (nicht einmal die gelben Kutten gehören ihnen). Dafür fahren sie auf den Autobussen umsonst und brauchen auf der Eisenbahn nur den halben Fahrpreis zu zahlen. Aber es muß sie jemand zum Schalter begleiten und das Billett für sie kaufen, denn sie dürfen nicht einmal das Geld für einen halben Fahrpreis mit sich führen. Zu meiner Überraschung sah ich einmal einen jungen Mönch, der an einem Straßenkiosk ein Lotterielos erstand. Es ist möglich, daß Lotterielose vom religiösen Kaufverbot ausgenommen sind. Aber mit Bestimmtheit kann ich das nicht sagen.

Schon früh am Morgen sieht man Scharen von Mönchen durch die Straßen ziehen und um Nahrung betteln. Nein — „betteln“ ist nicht der richtige Ausdruck. Sie gehen von Haus zu Haus, halten ihre Schüsseln hin, und geben denen, die sie ihnen mit Reis, gekochten Eiern und gebackenen Fischen anfüllen, eine Chance, Verdienst und Gnade zu erwerben. Sie bitten um nichts und sie danken für nichts. Wenn jemand zu danken hat, dann ist es der Geber, dem sie zu einer Buddha wohlgefälligen Tat verholfen haben.

Eine andere solche Tat ist die Befreiung von Vögeln. Man kann vor jedem größeren Tempel alle möglichen Vögel in Käfigen kaufen und sie durch Öffnen der Käfige in Freiheit setzen, um sich dadurch Verdienst und Gnade zu erwerben. Ich werde allerdings das Gefühl nicht los, daß vorher irgend jemand sich einen kleinen Verdienst erworben haben muß, indem er diese Vögel fing. Aber es sind ja immer die

Sünden der anderen, die uns Gelegenheit geben, unsere Tugenden zu entfalten.

Die Dienstzeit der Mönche beträgt in der Praxis zwei, drei oder sechs Monate. Aber wenn sie einrücken, dann tun sie es immer auf Lebensdauer. Es ward noch nie erhört, daß ein junger Siamese in einem Kloster erschienen wäre, um sich einer zeitweiligen Mönchskarriere zu widmen. Man erklärt, sein Leben lang ein Mönch bleiben zu wollen, und hört nach ein paar Monaten damit auf.

*

Die zweite von den Siamesen hochgeachtete Nationalinstitution sind die Revolutionen. Von Kriegen ist man abgekommen. (In der Vergangenheit freilich gab es sie sehr häufig, meistens mit den Burmesen, und meistens wurde der Casus belli von weißen Elefanten beigelegt.)

Siamesische Revolutionen sind, im großen und ganzen, recht vergnügliche Angelegenheiten. Sie sind vielleicht nicht so welterschütternd wie Revolutionen in Rußland, aber dafür überlebt man sie leichter. Die letzte Revolution fand im September 1957 statt, ohne daß die Siamesen bis heute ganz genau wüßten, weshalb sie eigentlich stattfand. Selbst Marschall Pibul Songgram erfuhr es zu spät.

Die Geschichte war, kurz umrissen, diese: unmittelbar nach dem japanischen Angriff auf Pearl Harbor im Dezember 1941 drangen die Japaner in das Land ein und okkupierten es. Nai Pridi — ein Held der Revolution von 1932 und Mitglied des Regentschaftsrates — nahm daraufhin geheime Kontakte mit den Alliierten auf und wurde der Führer einer Untergrundbewegung, während Marschall Pibul Songgram (der 1932 die Offiziersjunta angeführt hatte) mit den Japanern kollaborierte. Nach dem Krieg fielen Marschall Pibul und die kollaborationistischen Offiziere in Ungnade, und der liberale Nai Pridi bildete eine stark nach links tendierende Regierung. Im Juni 1946 wurde König Ananda unter bis heute nicht geklärten Umständen ermordet. 1947 brach eine weitere der in Intervallen fälligen Revolutionen aus. Diesmal kam Marschall Pibul wieder an die Macht, wurde zuerst Oberkommandierender der Armee und sodann Premierminister. (Nai Pridi floh nach China, wo er auch jetzt noch lebt und, eben darum, dem Kommunismus nahesteht.)

Da es gewöhnlich die Armee war, mit deren Hilfe die jeweiligen Revolutionäre ihre jeweiligen Erfolge errangen, verfielen die Oppositionsführer auf den hoffnungsvollen Gedanken, sich als Gegengewicht die Unterstützung der Flotte zu sichern. Marschall Pibul machte ihren Hoffnungen 1952 ein erniedrigendes Ende, indem er die Flotte entwaffnete und viele von Pridis Gefolgsleuten einsperrte. Er erhielt reichliche amerikanische Unterstützung und regierte mit geringfügigen Betriebsunfällen bis 1955. Um den immer noch bestehenden Einfluß der Flotte auszugleichen, schuf er sich eine Gegenkraft in der Polizei, die in Siam immer eine ansehnliche Rolle gespielt hat. Zu ihrem Kommandanten ernannte er Marschall Phao. Seine andere rechte

Hand — eine Metapher, die in einem buddhistischen Land vielleicht zulässig ist — war Marschall Sarit. In der Wahl dieser beiden, sowohl Phaos wie Sarits, zeigte sich Marschall Pibul als gewiegter Kenner des Diktatorenhandwerks. Er wußte sehr wohl, daß ein Diktator, um an der Macht zu bleiben, keiner „starken Männer“ bedarf. Was ein Diktator braucht, sind schwache Männer, die sich im Bedarfsfall gegeneinander ausspielen lassen. Dieser Anforderung entsprachen Phao und Sarit genau, und Pibul hätte munter und ungestört drauflos regieren können. Aber er machte einen Fehler.

Natürlich darf auch ein Diktator Fehler machen. Er darf sogar etwas für sein Land leisten. Aber er muß ein Diktator bleiben. Er muß diktieren. Er muß gefürchtet sein. Zur Not kann er auch noch den Ehrgeiz haben, respektiert zu werden. Aber er darf niemals geliebt werden wollen. Ein Diktator, der auf konstitutionelle Art regieren will und um die Liebe der Massen zu buhlen beginnt, gräbt sich selbst sein Grab. Und genau das tat Marschall Pibul Songgram. 1955 verließ er, erstmals seit dreißig Jahren, das Land. Seine Reise führte ihn auch auf den europäischen Kontinent und nach England. Dort besah er sich das Parlament, die Opposition und die Presse. All das — so unglaublich es klingt — gefiel ihm. Während seiner restlichen Fahrt hing er dem einigermaßen naiven Gedanken nach, ein demokratischer Führer zu werden, sogar ein frei gewählter demokratischer Führer. Und kaum nach Siam zurückgekehrt, ließ er die Gründung von Oppositionsparteien zu, tolerierte oppositionelle Zeitungen und schrieb Wahlen aus.

Wir wollen hier nicht die vielfach verschlungenen Wege rekonstruieren, die den Marschall Pibul ins Verderben führten — übrigens nicht in das zu erwartende und voraussehbare Verderben, denn so naiv war Pibul wieder nicht. Er gewann die Wahlen, wie sich's gehört; und wo die von ihm errungene Mehrheit sich nicht attraktiv genug ausnahm, wandte die Polizei das erprobte Mittel der plastischen Wahlchirurgie an. Pibul wurde nicht von der Opposition zu Fall gebracht, die er ins Leben gerufen hatte, sondern von seinen eigenen Freunden; und nicht einmal aus politischen Gründen, denn seine Nachfolger und früheren Gefährten setzten Pibuls Politik fort — eine stark rechts gerichtete, antikommunistische Politik, sehr eingenommen für amerikanische Hilfe und wenig eingenommen für Amerika.

Was also war geschehen? Phao und Sarit, die beiden rechten Hände Pibuls, hatten nach und nach gewaltige Geschäftskonzerne aufgebaut. Der eine kontrollierte die Lotterien und mehrere Banken, der andere den gesamten Handel mit Rotchina, und beide standen im Genuß zahlreicher anderer Monopole, unter denen sich eine Anzahl von Zeitungen, der Opiumhandel und die Bordellindustrie befanden. Das

Ganze nahm mit der Zeit so unentwerrbar komplizierte Ausmaße an, daß die beiden Marschälle gelegentlich in ihren eigenen Zeitungen angegriffen wurden. Die im September 1957 ausgebrochene Revolution war einfach der Zusammenstoß widerstreitender Geschäftsinteressen und ein Versuch zu deren sauberer Lösung. Mit Politik hatte sie kaum etwas zu tun. Marschall Pibul war abgemeldet und floh, bevor er überhaupt wußte, um was es da ging. Weder Phao noch Sarit waren wirklich gegen ihn. Aber einer von ihnen mußte gewinnen, und mit keinem von ihnen stand Pibul in Geschäftsverbindung. (Der geneigte Leser möge sich indessen über das Schicksal Marschall Pibuls keine grauen Haare wachsen lassen: er verließ das Land durchaus nicht als armer Mann.)

Sarit hatte gleich am Beginn der Auseinandersetzung einen entscheidenden Vorteil, denn die Armee, die er oberkommandierte, war bedeutend stärker als Phaos Polizei. Eine wirkliche Messung der beiderseitigen Kräfte in offener Feldschlacht unterblieb. Irgendwo in einer Vorstadt Bangkoks wurden von einem nervös gewordenen Wachposten ein paar Schüsse abgefeuert. Verletzt wurde niemand. Sieger blieb Sarit.

*

Siam ist nicht minder royalistisch gesinnt als England. Es wird von dem 31jährigen König Bhumibol Adulyadej regiert, dem jüngeren Bruder des 1946 ermordeten Königs Ananda. Bhumibol ist verheiratet, hat drei Töchter und wird so sorgfältig bewacht, daß eine Audienz bei ihm auf außerordentliche Schwierigkeiten stößt. Man bekommt ihn selten zu sehen, aber sehr oft zu hören, denn er komponiert leichte Schlagermusik, die von vielen siamesischen und manchmal, wenngleich mit geringerem Erfolg, auch von amerikanischen Orchestern gespielt wird. Den Siamesen gefällt sie.

Ein weiteres Hobby des Königs ist die Photographie. Ab und zu erscheint einer seiner Schnappschüsse in einer Illustrierten. Doch ist es Bhumibol nicht um Publicity zu tun. Wie man mir sagte, fühlt er sich im kleinen Kreis seiner Musiker am wohlsten. Er fährt sehr gerne mit seinem schnellen Sportwagen durch die Stadt, und da er keine spezielle königliche Nummerntafel hat, wird er nur selten erkannt. Bhumibol fährt sehr schnell. Schwierigkeiten mit der Polizei hat er noch nicht gehabt.

Die Hofetikette ist sehr streng und minutiös. Kopf und Füße spielen im siamesischen Höflichkeitszeremoniell überhaupt eine große Rolle. Der Kopf eines Dieners darf niemals über den Kopf seines Herrn hinausragen und der Kopf eines Untertanen niemals über den des Königs. Der bloße Gedanke, daß irgendein Arrangement den Fuß eines Untertanen höher placieren könnte als den Kopf des Königs, läßt jeden besseren Siamesen erschauern.

Bis vor kurzem durften in Siam keine hohen Häuser gebaut werden, damit keines Untertanen Füße sich je in höheren Regionen bewegen könnten als der Kopf des Königs. Auch Ziegelsteine durften zum Bau gewöhnlicher Häuser nicht verwendet werden. Sie blieben dem königlichen Palast und den Tempeln vorbehalten.

Einige dieser Bestimmungen haben sich in der letzten Zeit gelockert. Aber in Gegenwart des Königs geht es noch unnachlässig nach dem Ritual. Zum Beispiel dürfen sich die königlichen Pagen, wie auch sonstige Dienerschaften, in Gegenwart ihres Gebieters nur kriechend fortbewegen. Das erfordert geradezu akrobatische Fähigkeiten. Zumindest eine Handfläche muß sich flach auf den Boden stützen, und auch der Kopf muß den Boden berühren. Wenn einer nun in solcher Lage ein Tablett mit beispielsweise zweieunddreißig gefüllten Gläsern zu tragen hat, so ist das ein Balanceakt, der selbst in einem großstädtischen Zirkus lauten Jubel hervorrufen würde.

Die junge Generation ist natürlich gegen diese Fortbewegung und tut alles dazu, um sie raschest abzuschaffen. Aber alte Gewohnheiten sterben schwer. Ich kam mit einem königlichen Prinzen — einem charmanten und intelligenten jungen Mann — in ein Gespräch darüber:

„In meinem eigenen Haus“, so sagte er, „habe ich das Kriechen längst abgeschafft. Das heißt: ich habe versucht, es abzuschaffen. Ich erklärte meinen Dienern, daß es die Fortbewegungsart von Würmern wäre, nicht von Menschen.“

„Sie waren Ihnen gewiß sehr dankbar“, sagte ich.

„Im Gegenteil. Sie verhielten sich äußerst ablehnend. Als konservative Menschen wünschen sie daran festzuhalten, daß ich ein Prinz bin und sie meine Diener sind. Außerdem scheint ihnen das Kriechen sehr gut zu gefallen. Als sie darauf beharrten, daß sie mir doch auf irgendeine Weise ihren Respekt bekunden müßten, schlug ich ihnen vor, das eben auf andere Weise zu tun und das Kriechen aufzugeben.“

„Na — Hauptsache, daß sie es aufgegeben haben. Wenn auch vielleicht mit Bedauern.“

„Sie haben es nicht aufgegeben. Sie versuchen es immer noch. Sie kriechen vielleicht weniger als früher, aber so oft sie können, schmuggeln sie eine kleine Kriecherei ein. Sie tragen eine Tasse mit Speisen oder Getränken zu Fuß an mich heran, aber kaum stehen sie vor mir, liegen sie plötzlich. Und wenn sie glauben, daß ich sie nicht sehe, kriechen sie sofort drauflos. Es gefällt ihnen. Sie wollen nicht davon lassen. Sie betrachten es als eine Art Geburtsrecht. Verstehen Sie das?“

Ich verstand. Es glüht ein starkes Feuer in des Menschen Brust: der Wunsch, frei zu sein. Offenbar ist sein Wunsch, zu kriechen, nicht minder stark.

Atom in anderer Sicht

Prof. Dr. Max von Laue, Nobelpreisträger, bedeutender Atomphysiker und Leiter des Haber-Instituts der Max-Planck-Gesellschaft, gehört zu den achtzehn Wissenschaftlern, die im Vorjahr den sogenannten „Göttinger Appell“ unterschrieben haben. Für die Erkenntnis der menschlichen und geistigen Haltung, die seiner Unterschrift zugrunde lag, schien uns ein aus anderem Anlaß entstandener Briefwechsel so aufschlußreich, daß wir Professor von Laue um die Erlaubnis bitten, die wesentlichen Stellen dieses Briefwechsels im FORVM veröffentlichen zu dürfen. Professor von Laue hatte die Freundlichkeit, unserer Bitte zu entsprechen.

Der nachstehend erwähnte Aufsatz, ursprünglich unter dem Titel „Adenauer aus der Nähe“ im FORVM (IV/46) erschienen, war in Deutschland mehrfach nachgedruckt worden, u. a. von der Kölner Monatsschrift „Die politische Meinung“, die ihn mit dem Titel „Adenauer und die Intellektuellen“ versehen hatte.

Berlin-Dahlem, den 10. 12. 57

Sehr geehrter Herr Torberg!

Soeben kommt mir Ihr Aufsatz „Adenauer und die Intellektuellen“ auf den Schreibtisch. Schon mit dem Titel bin ich nicht einverstanden... Was sind „die Intellektuellen“? Ich verstehe darunter Menschen, die sich redlich und ehrlich bemühen, über alle möglichen Fragen, auch über politische, eine begründete eigene Meinung zu entwickeln. Sie sehen darin das Recht, aber auch die Verpflichtung der geistigen Freiheit. Es gehört zu ihrem Wesen, daß sie in keiner Frage eine einheitliche Ansicht vertreten. *Darum* ist schon der erste Absatz Ihres Artikels sachlich falsch. Sie können unter den Intellektuellen sehr verschiedene Äußerungen auch über Adenauer hören.

Was mich selbst anlangt, so habe ich, wie Sie vielleicht wissen, im April 1957 eine lange Sitzung im Palais Schaumburg mitgemacht, bei der Adenauer und ich recht verschiedener Ansicht waren. Ich habe meine Meinung seitdem nicht gewechselt. Aber bin ich deshalb „gegen Adenauer“?

[...]

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr ergebener
M. v. Laue

Wien, 21. Dezember 1957

Sehr verehrter Herr Professor!

... Selbstverständlich haben Sie recht mit Ihrem Verweis, daß man nicht schlecht-

weg von „den“ Intellektuellen sprechen darf. Selbstverständlich habe ich nur eine bestimmte Gruppe „der“ Intellektuellen gemeint, und zwar jene, die sich einem politisch wie geistig gleich fragwürdigen Links-Byzantinismus hingeben. Was ich gegen *diese* Intellektuellen zu sagen hatte und gesagt habe, halte ich aufrecht.

... Der von Ihnen selbst in der Frage der Atomrüstung eingenommenen Haltung habe ich schon zur Zeit ihrer Manifestation allen menschlichen Respekt entgegengebracht und tue das auf Grund Ihres Briefs in womöglich noch höherem Maß... Im Sachlichen jedoch — und das heißt hier im Politischen (denn eines wissenschaftlichen Widerspruchs kann ich mich Ihnen gegenüber natürlich nicht erkühnen) — im Sachlichen also muß ich Ihnen nach wie vor widersprechen. Ich tue das am besten mit den Schlußzeilen einer Glosse, die ich anläßlich des „Göttinger Appells“ im Maiheft des FORVM veröffentlicht habe:

„Damit hier keine Unklarheit aufkomme und kein leisester Anhauch von Zynismus: wir sind *nicht* dafür, daß Atombomben abgeworfen werden, auf welches Ziel immer. Wir sind *nicht* der Meinung, daß eine Atombombe sittlich wird, wenn man sie auf ein kommunistisches Ziel abwirft, und unsittlich, wenn ihr Ziel ein demokratisches ist. Wir sind gegen Atombombardements überhaupt und schlechthin. Aber wir glauben, daß man den Abwurf von Atombomben durch den Gegner nur dann verhindern kann, wenn man selbst Atombomben hat. Daß man den Abwurf gegnerischer Atombomben durch Appelle an das eigene Lager verhindern kann, glauben wir nicht.“

Es wäre mir außerordentlich wertvoll, wenn Sie, sehr verehrter Herr Professor, dem hier ausgedrückten Standpunkt nicht jede Berechtigung absprechen. Überflüssig zu sagen, daß... auch Ihnen das FORVM jederzeit offensteht, falls Sie zur Klärung der einigermaßen verworrenen Fronten im eigenen Lager beizutragen wünschen.

Mit wiederholtem Dank für Ihre Freundlichkeit, die ich aufrichtig zu schätzen weiß, bin ich

Ihr sehr ergebener
Friedrich Torberg

Berlin-Dahlem, den 9. 1. 1958

Sehr geehrter Herr Torberg!

Für Ihren Brief vom 21. 12. 57 besten Dank! Die Weihnachtsferien haben eine frühere Antwort verhindert. Ich bitte die Verzögerung zu entschuldigen.

Ich fühle eigentlich nicht die Fähigkeit in mir, mich über politische Fragen mit einiger Erfolgs-Chance zu äußern, und habe deshalb auch stets politische Diskussionen vermieden. Aber eine Antwort sollen Sie auf Ihre Frage doch erhalten.

Ich war kürzlich bei der Evangelischen Akademie Loccum, wo die Probleme des Atomzeitalters zur Diskussion standen. Ich habe mich nur ganz kurz geäußert, und zwar so:

Nehmen Sie an, ich wohnte in einem großen Mietshause. Mich überfallen Einbrecher. Dann darf ich mich zur Wehr setzen, wenn es hart auf hart kommt, sogar schießen. Aber ich darf *unter keinen Umständen* das Haus in die Luft sprengen. Das wäre zwar eine recht wirksame Abwehr der Einbrecher, richtete aber viel größeres Unheil an als das, was diese mir antun wollten. So sprach ich in Loccum.

Nun fragen Sie freilich: Aber, wenn nun die Einbrecher selbst Sprengmaterial mit sich führen, um das Haus ganz zu zerstören? Dann würde ich eben ihnen die Verantwortung für diese Untat überlassen, und nicht selbst etwas dazu beitragen. Das Leben ist der Güter höchstes nicht, der Übel größtes aber ist die Schuld. (Sie wissen, wen ich hier zitiere.)

Mit größter Hochachtung und in vollem Verständnis für Ihren abweichenden Standpunkt verbleibe ich

Ihr ergebener
M. v. Laue

INTELLEKT UND TRAGIK

... Ihren Adenauer-Artikel las ich mit ganzer Zustimmung, mit häufigem innerlichem „sehr richtig!“ Ich kenne nichts so Lebendiges, die Wirklichkeit wie den Leser Packendes über den Alten. Ihr Porträt ist ein Kabinettstück. Und was die deutschen Intellektuellen betrifft: sehr richtigst! Man müßte einmal nachforschen, wie es um ihr Schuldkonto beim Sturz Brünings steht. Adenauer darf nicht sein, Hazard soll sein, mit der berausenden Möglichkeit der Tragik ...

MAX RYCHNER (Zürich)

ADEL UND RECHT

In der „Vorrede zu einem Prinzen Eugen“ in Ihrem Dezemberheft bemerkt Alexander Lernet-Holenia sehr richtig, daß es hierzulande eigentlich nur Schwertadel gegeben hat. Es trifft auch zu, daß dieser Schwertadel für seine leidlich gesicherte Lage im Rahmen des Feudalsystems einen unerhörten Blutzoll zahlte. Aber das allein hätte seine Privilegien kaum über ein Zeitalter hinweg perpetuieren können. Kriterium des abendländischen Adels war nicht allein, daß er sich schlug, sondern wofür er es tat. Anders wäre der Deutsche Ritterorden eine posthume Variante des Ersten Capuanischen Gladiatoren- und Fechterclubs gewesen, der zur Zeit der ausgehenden römischen Republik den Abhub der Nobilität mit den Fechter-sklaven zwecks organisierter Zirkusraufereien einte ... Das Schwert galt als Sinnbild der Gerechtigkeit. Schirmherr des Rechtes, Schützer der Schwachen, der Heimat, der Christenheit zu sein, gehörte zu den Prärogativen des Adels. Wenn der Arzt Theophrastus Paracelsus aus dem ritterlichen Geschlecht der Bombaste sich bei seinen Krankenvisiten nicht die Instrumententasche, sondern das Schwert vorantragen ließ, tat er dies in seiner Eigenschaft als standesgemäßer Walter des Rechtes im Kampfe gegen das Böse — in diesem Falle gegen die Dämonen der Krankheit.

DR. KURT MAYER (Innsbruck)

LINKER WINGE AUF RECHTEM WEG

... mit außerordentlicher Freude den Artikel von Hans Winge „Das Geheimfestival“ gelesen. Es ist dringend notwendig, in einer so wichtigen Zeitschrift wie der Ihren ... das Phänomen Film nicht zu kurz kommen zu lassen. Herr Winge scheint mir nicht nur vom fachlichen, sondern auch vom menschlichen Standpunkt aus der richtige Mann hiezu zu sein, denn er hat sich auch in kritischen Situationen seines Lebens anständig verhalten ... Nach seinem äußerst instruktiven Artikel über den russischen Film wäre es angezeigt, auch einmal von höherer Warte aus den österreichischen Film zu be-

leuchten. Wie wir hören, hat das Unterrichtsministerium es abgelehnt, weiterhin den Sascha-Kollowrat-Wanderpokal zu verleihen, da die Sascha-Film und die Wien-Film darauf bestehen, daß für die Verleihung außer den künstlerischen auch kommerzielle Gesichtspunkte maßgebend sein sollen. Meines Erachtens, und ich fühle mich da einig mit der Mehrzahl der Jury-Mitglieder, sollte der einzige bei uns bestehende Preis für einen wertvollen Film in erster Linie nach künstlerischen Gesichtspunkten verliehen werden.

KARL RANNINGER (Wien)
Sekretär der Sektion Film und Fernsehfilm
Gewerkschaft Kunst und Freie Berufe

Befinden wir uns im Wald? Schreiben die Kommunisten jetzt auch schon im FORVM? Wissen Sie nicht, daß Ihr „neugewonnener Mitarbeiter“ Hans Winge ein Left-Winge ist, Mitarbeiter des „Tagebuch“, Ex-Manager der sowjetischen Rosenhügel-Film-Produktion seligen Angedenkens? Oder stört Sie das nicht?

Für eine Antwort dankbar wäre
Ihr Sie sonst aufrichtig schätzender

H. L. (Wien)
(Anonymität vom Einsender gewünscht)

Die Antwort ist einfach genug: das „Ex“, das H. L. nur dem Rosenhügel-Winge konzidiert, bezieht sich auch auf den Tagebuch-Winge und auf den Left-Winge überhaupt. Mit andern Worten: der ganze Kommunismus ist bei ihm ex, und zwar gründlich. Wie gründlich, sollte für einen uns „sonst aufrichtig schätzenden Leser“ eigentlich schon daraus hervorgehen, daß Ex-Left-Winge im FORVM erscheint. Deutlicher und unzweifelhafter könnte er seine Abkehr von Tagebuch und Rosenhügel kaum dokumentieren, und genau diese Dokumentation hat er ja auch bezweckt. Er weiß, für wen er schreibt, und wir glauben zu wissen, wen wir im FORVM schreiben lassen.

Aber es scheint uns, als habe H. L. da eine Frage berührt, der sich mit Leser-zuschriften und redaktionellen Repliken nicht beikommen läßt. Wir werden diese Frage demnächst in größerem Rahmen behandeln und zur Diskussion stellen. Sie lautet schlicht und einfach: „Wie stehen wir zu abgesprungenen Kommunisten?“

„VOM MORALISCHEN GEWINN...“

... Im Gegensatz zu manchen Kommentaren in der deutschen Presse hat Ihr Aufsatz zum Fall Kantorowicz sich nicht mit der mehr oder weniger herablassenden Feststellung begnügt, daß hier wieder einmal ein „alter Kämpfer“ aus Ulbrichts Reich auf und davon gegangen ist, sondern hat sehr kenntnisreich die Motive des Bruchs aus der Herkunft und geistigen Vergangenheit Kantorowicz' zu erklären versucht. Daß K. sich als Moralist fühlt, wird ganz deutlich in seinem 1949 erschienenen Essay-Band „Vom moralischen

Gewinn der Niederlage“, wo von den Problemen des Klassenkampfes, der historischen Rolle des Proletariats und dem großen Beispiel der Sowjetunion so gut wie gar nicht die Rede ist ... Um so bestürzender, wenn man in einer Rede, die er im Mai 1948 gehalten hat, von seiner gutgläubigen Vorstellung liest, auch in der Sowjetunion gäbe es die demokratischen Diskussionsmethoden westlichen Stils — als hätten dort 1948 (zur Zeit des Schdanowismus!) gleichberechtigte Partner miteinander gesprochen ... Die Frontstellung K.'s ist im Grunde die gleiche geblieben: Geist kämpft gegen Macht. Heute sieht er, um in seinen Kategorien zu sprechen, daß eben dort, wo er 26 Jahre lang Geist zu sehen glaubte, auch nur Macht herrscht. Durch seinen Bruch und seine Flucht in den Westen bekennt er seinen Irrtum und sucht ihn zu korrigieren. Hier scheint mir eine Kontinuität zu liegen, die natürlich die Berechtigung der am Schluß Ihres Aufsatzes gestellten Frage nicht berührt ...

MANFRED JÄGER (Münster, Westfalen)

Am Schluß des Aufsatzes über den Fall Kantorowicz (FORVM IV/45) hatte Friedrich Abendroth gefragt, ob „der bisher in der DDR geheimatet gewesene Kommunist Alfred Kantorowicz“ jetzt nur ein Exbürger der DDR sei — oder ein Exkommunist. Schon damals lag es uns fern, auf Antwort zu drängen. Es liegt uns auch heute fern, wenngleich um ein paar Monate weniger fern.

ZUR KLARSTELLUNG

In der biographischen Notiz, die Sie meinem im Dezemberheft des FORVM erschienenen Beitrag zu Ihrer Ungarn-Umfrage voranstellten, war offenbar infolge eines Druckfehlers angegeben, daß ich 1947—48 Bürgermeister von Budapest gewesen sei. In der Tat habe ich diesen Posten 1945—1947 als Mitglied der Kleinlandwirtpartei bekleidet und habe ihn schon im Juni 1947 zurückgelegt, um gegen den beginnenden kommunistischen Terror zu protestieren.

Noch eine Klarstellung, an der mir gelegen ist: wenn ich eine Regelung der Ungarnfrage heute, wie viele andere Experten, durch die Neutralisierung Osteuropas erhoffe, so bedeutet das keinesfalls, daß ich für Ungarn eine titoistische oder gomulistische Lösung empfehlen möchte. Im Gegenteil scheint mir die Oktoberrevolution 1956 eindeutig bewiesen zu haben, daß das ungarische Volk alle Formen des Kommunismus, auch den Nationalkommunismus, ablehnt. Ich bin fest überzeugt, daß auch die andern osteuropäischen Völker ein solches System nur als ersten Schritt auf dem Wege zur Freiheit akzeptieren würden und es als ebenso provisorisch ansehen wie ich selbst, der wegen seiner antikommunistischen Gesinnung und Tätigkeit sechseinhalb Jahre im Gefängnis verbrachte.

JÓZSEF KÖVAGÓ (New York)

AUF DEM SPIELPLAN

Im abgelaufenen Monat (Januar 1958) haben die Wiener Sprechbühnen insgesamt 23 Stücke gespielt, und zwar das Burgtheater 11, das Akademietheater 5, das Theater in der Josefstadt 3, die Kammerspiele 1 und das Volkstheater 3. Es fanden 4 Premieren statt (ebenso viele wie im Vormonat). In der nachfolgenden Übersicht bezeichnet die erste der hinter jedem Titel eingeklammerten Ziffern die Anzahl der Aufführungen im abgelaufenen Monat, die zweite die Gesamtzahl seit Saisonbeginn.

BURGTHEATER

Grillparzer: Ein Bruderzwist in Habsburg (13 — 17)
Raimund: Der Alpenkönig und der Menschenfeind (6 — 35)
Nestroy: Einen Jux will er sich machen (4 — 10)
Shakespeare: Wie es euch gefällt (3 — 28)
Molnár: Olympia (2 — 2)
Shakespeare: Ende gut, alles gut (2 — 2)
Wilder: Alkestiade (1 — 19)
Grillparzer: König Ottokars Glück und Ende (1 — 6)
Lessing: Nathan der Weise (1 — 5)
Raimund: Der Verschwander (1 — 5)
Goethe: Iphigenie auf Tauris (1 — 3)
Grillparzer: Der Traum ein Leben (1 — 2)

AKADEMIETHEATER

Molnár: Olympia (18 — 31)
Carroll: Der widerspenstige Heilige (13 — 34)
Mell: Apostelspiel (6 — 9)
Wilde: Eine Frau ohne Bedeutung (3 — 3)
O'Neill: Eines langen Tages Reise in die Nacht (1 — 5)

THEATER IN DER JOSEFSTADT

Moruccio: Der schönste Tag (27 — 54)
Miller: Blick von der Brücke (11 — 28)
Holt: Der Herzspezialist (5 — 5)

KAMMERSPIELE

Jaray/Nachmann/Zelibor: Geraldine (40 — 96)

VOLKSTHEATER

Fischer: Ein Ausgangstag (20 — 20)
Gogol: Der Revisor (15 — 18)
Giraudoux: Sodom und Gomorra (2 — 2)

IN DEN KLEINBÜHNEN

COURAGE

Roussin: Straußeneier

JOSEFSTADT IM KONZERTHAUS

Bayr: Laß wehen die Zeit / Ionesco: Die Stühle

Marceau: Das Ei

KALEIDOSKOP

Harun: Es geht um dein Leben

PARKRING

Hausmann: Der Fischbecker Wandteppich
Semmelroth: Das Kleine ABC

TRIBÜNE

Radlecker: Raskolnikow

IM INTIMEN THEATER

GLASL VOR'M AUG', literarisches Cabaret von und mit **Bronner, Merz, Qualtinger** u. a.

KRITISCHE RÜCKSCHAU

PAULA WESSELY, die Unvergleichliche und lang Entbehrte, blieb auch bei ihrem Wiederauftreten im Akademietheater, was sie vorher gewesen: unvergleichlich und lang entbehrte. Denn der Part, in dem sie wieder auftrat, gab ihrer Unvergleichlichkeit nur wenig Chance, uns für die lange Entbehrung zu entschädigen: es war die „*Frau ohne Bedeutung*“ von *Oscar Wilde*. Gewöhnlich erkennt man die Größe einer Schauspielerin daran, wie sie eine Rolle spielt. Frau Wessely beweist in diesem Fall ihre Größe schon dadurch, daß sie die Rolle der Mrs. Arbuthnot spielt — eine Rolle, mit der sie nur in einem einzigen Akt, dem letzten von insgesamt vierein, überhaupt zur Geltung kommt; im ersten und dritten tritt sie gar nicht auf, und ihr Auftritt am Schluß des zweiten adelt zwar den ganzen Akt — aber wo nichts ist, hat nicht nur der Kaiser, sondern in treuer Gefolgschaft auch der Adel sein Recht verloren. Der harte Ausdruck „nichts“ bezieht sich indessen nur auf die Möglichkeiten, die Mrs. Arbuthnot vorfindet. Was sonst noch vorliegt und vorgeht, ist immerhin etwas, und was zum Beispiel *Adrienne Gessner* (Lady Hunstanton) und *Rosa Albach-Retty* (Lady Pontefract) daraus machen, ist sogar sehr viel. Es ist, von *Ernst Lothars* Regie blitzblank herauspoliert, eine brillante Gesellschaftskomödie, die sich gerade durch ihre eiskalte Beziehungslosigkeit zu irgendwelchen menschlichen Hintergründen frisch und göltig erhalten hat. Gerade darum wird's ja auch im gleichen Augenblick, in dem diese Hintergründe sich auftun, muffig und ungöltig (wenn auch lang nicht so muffig und ungöltig wie meistens bei Shaw, aber der war ja ein Sozialkritiker). Der letzte Akt, in den dann nur noch ein kurzer Auftritt Frau Gessners ein wenig vordergründigen Glanz hineinträgt, spielt sozusagen in den menschlichen Hintergründen selbst — und da kann Paula Wessely nun endlich schalten und walten wie sie will, da ist sie in ihrem Element (das sie sich noch dazu aus eigenem erschaffen darf), da ist sie von elementarer Größe, da ist sie, wir möchten sagen: unvergleichlich. Oder sagten wir das schon? Und sagten wir schon, daß wir die lang entbehrte Wessely-Rolle auch weiterhin entbehren? Hoffentlich nicht allzu lange. — Außer den zauberhaften Kostümen *Erni Knieper's* trugen noch *Fred Liewehr* (Lord Illingworth) und die Herren Schauer und Pranger in kleineren Rollen, die Damen *Brücklmeier* und *Hauff* in kleinerem Ausmaß zur Wahrung der Wildeschen Interessen bei. Frau *Wagener* als lüsterne Lady Stutfield brachte alle grotesken Mätzchen an, die ihr vom „Widerspenstigen Heiligen“ noch übriggeblieben waren, und Herr *Wilke* als der bürgerlich-illegitime Gerald Arbuthnot erfüllte seine Funktion, aus dem Rahmen zu fallen, mit einer weit über die Rolle hinausgehenden Gründlichkeit.

„QUELQUECHOSE EST DANS LE CORRIDOR“ — so übersetzten wir dereinst in muntren Mittelschülerlaune die Wendung „Etwas ist im Gange“. Im Theater in der Josefstadt ist es nicht etwas, sondern jemand, und wenn er zur Tür hereinkommt, um sein eben erst angelerntes Französisch auszuprobieren, herrscht Jubel ringsumher. *Anton Edthofer*, das zeigt sich von Mal zu Mal deutlicher, ist in eine neue Phase seiner großen Schauspielerlaufbahn eingetreten, und die abgeklärte Heiterkeit, die ihn da überglänzt, geht ihm offenbar so auf die Nerven, daß er sie mit einer eigens präparierten aus Charme und Grobheit zu überspielen versucht. Umsonst. Er ist betörend. Diesmal spielt er einen Schwieger- und Großpapa, dessen plötzlich in Frankreich auftauchender Enkel zwar nicht das Kind seiner im Krieg verwitweten Schwiegertochter, aber trotzdem sein Enkelkind ist — daher das Französische und daher die Komplikationen der Handlung, aus denen *Hans Holt* das Lustspiel „Der Herzspezialist“ zusammengezimmert hat. Er selbst bescheidet sich mit der Rolle eines Kümmerers namens Doktor Ernst Friedl, und zwar kümmert er sich um eben jene verwitwete Schwester Tini. Diese wird mit diskret angedeuteter Gefühlstiefe von *Vilma Degischer* dargestellt und heißt eigentlich nicht Tini, sondern Ernestine, weshalb sie der Ernstl Friedl „Sterndl“ nennt. Das ist nun schon ein bißerl herzig, aber es geht vorbei, und wenn's einmal gar zu bedrohlich wird, dann funkelt die resche Schwester Fritzi (*Helly Servi*) ein paar beintrockene Unmißverständlichkeiten dazwischen, oder es erscheint *Erik Frey* als erfolgreicher Chirurg, der aus purer Zerstretheit auch Frauenherzen erfolgreich behandelt — und schon ist alles wieder gut, schon herrscht auf der Bühne jener kunstvoll improvisierte Plauderton, der sich niemals ganz ernst nimmt und dem in der Josefstadt so wohl ist wie den Jamben im Burgtheater. Es war ein netter, amüsanter Abend.

DIE NEUEREN FRANZOSEN haben es mit der Ausdrücklichkeit. Von den reizvoll knisternden Andeutungen und Anspielungen, die noch bis vor kurzem mit der Etikette „Achtung! Gallischer Esprit!“ in alle Welt exportiert wurden, scheinen sie nichts mehr zu halten. Sie tun, was ihre Kollegen auf der politischen Bühne verabsäumen: sie sehen den Tatsachen ins Auge und nennen die Dinge beim Namen. Ob das eine gutzuheißende Entwicklung ist, wird sich erst zeigen müssen. Vorläufig hat es, zumindest im Deutschen, die prickelnde Wirkung des Schocks, von dem zugleich eine wohlige

Lähmung des Erinnerungsvermögens ausgeht. Man denkt gar nicht mehr daran, daß vieles von dem, was sich da teils avantgardistisch, teils gesellschaftskritisch und teils verwegend gebärdet, in den frühen Zwanzigerjahren unter dem Kennwort „Expressionismus“ und mit Autorenmarken von Sternheim bis Mehring schon auf dem deutschen Theater zu sehen war (allerdings entsprechend anspruchsvoller und klotziger), mitsamt der halbkabarettistischen Technik, die sich um 1930 in die Kammerrevuen der Spoliansky und Holländer verzog und schließlich im „Mittelstück“ der Wiener Kleinkunsthöfen eine letzte Ausprägung fand. Nach diesem kurzen historischen Lehrgang wird man „Das Ei“, dem das *Kleine Theater der Josefstadt* vortreffliche Zubereitung angedeihen ließ, nur desto williger genießen: eben weil man sich durch die Tatsache, daß auf der Bühne mehrmals ganz deutlich von Huren gesprochen und von allerlei Dazugehörigem gehandelt wird, nicht länger irritieren und ablenken läßt. Ablenken wovon? Von einem streckenweise blitzgescheiten, zynischen Monolog, mit dem *Félicien Marceau* die Lebensstationen eines eher farblosen jungen Mannes umkleidet und uns des Außenseiters wachsend erfolgreiche und wachsend makabre Versuche vorführt, ins Innere der eiförmig symbolisierten Gesellschaft zu gelangen. *Heinz Conrads* entledigt sich dieser Paraderolle, die ihn fast pausenlos auf der Bühne hält, mit erstaunlicher Kompetenz und läßt zumal in der bössartigen Verschlagenheit seines schließlichen Triumphs ein paar anfängliche Billigkeiten weit hinter sich. Von der Vielfalt der illustrativen Szenen, die eigentlich aus lauter kleinen Hauptrollen bestehen, profitieren unter *Heinrich Schnitzlers* taktvoller und zugleich präziser Regie insgesamt zwölf Darsteller, am stärksten die Damen *Horeschowsky*, *Servaes* und *Stemberger* und die Herren *Ambros*, *Neuber* und *Soldan*. Aber auch alle andern können sich von den verschiedensten Seiten zeigen und für jede dieser Seiten ihr Höchstmaß an Gestaltungskraft einsetzen, ohne befürchten zu müssen, daß ihnen für die nächste Szene nichts mehr übrigbleibt. Denn in der nächsten Szene spielen sie schon wieder etwas andres. So akkumulieren sich die vielen Zwergrollen bei jedem einzelnen zu einer großen Leistung. Liliputs Reise ins Gulliverland.

KEIN NEUERER FRANZOSE ist, zumal vom oben eingenommenen Gesichtspunkt aus, *Jean Giraudoux*, der ja überhaupt große (und keineswegs unbegründete) Aussicht hat, über kurz oder lang als Klassiker zu gelten. Man wird alsdann ein Stück wie „*Sodom und Gomorrha*“, das überdies zu seinen Spätwerken zählt, weniger auf Bühnenwirksamkeit hin untersuchen als auf Gedankenfülle, und wird die faustischen Komponenten, die es enthält, in den Vordergrund der Betrachtung rücken. Freilich sind es die Komponenten eines *Monsieur le docteur Faust*, der sein Diplom in Frankreich nostrifizieren ließ und der sich mit den Entschliefungen der himmlischen Mächte auf eine höchst lebendige, kritische, ja geradezu moderne Art auseinandersetzt. Von allen Geistern, die verneinen, ist ihm der Kalk am meisten zur Last. Daß die Gestalten, die sich unter der Patronanz von Erzengel, Engel und symbolischem Gärtner in Sodom und Gomorrha tummeln, auf Namen wie Jean, Lia und Jacques hören, und daß sie dies anderseits nicht hindert, mit Samson und Dalila zusammenzutreffen, gibt der Geschichte einen zusätzlichen Reiz, dem die Regie *Günther Haenels* mit intelligent nuancierendem Zugriff gerecht wurde. Solchem Zugriff zeigte sich das Ensemble des Volkstheaters besser gewachsen als seit langem — und besser als das Publikum, das mangels Vorbereitung durch eine Regie sich erst nach und nach zum Mitgehen und vollends zum Lachen bereit fand, wozu auch inmitten der biblischen Katastrophen etliche Gelegenheit geboten wird. *Margarete Fries* (Lia) und *Aladar Kunrad* (Engel) offerierten diese feine Theatermischung am stilvollsten, doch ließen uns auch Herr *Sowinetz* und die Damen *Wassler*, *Peter* und *Loew* keineswegs leer ausgehen.

Tbg.

DIE LITERARHISTORIKER registrieren mit ziemlich einhelligem Mißbehagen, daß im Zeitalter der Uraufführungen des „*Tasso*“ und der „*Iphigenie*“ das deutsche Publikum statt zu Goethen lieber zu Kotzebuen ging. Vermutlich tat es das, zu allem Übel, auch noch ohne Gewissensbisse. Mit ähnlich robustem Gewissen möchten wir im Zeitalter der Uraufführungen von Eliot, Beckett und Ionesco den „*Ausgangstag*“ im *Volkstheater* als einen höchst erfreulichen Theaterabend kulturgeschichtlich zu Protokoll geben; und dies nicht nur — wie man entschuldigend hinzufügen könnte — „der“ *Rosar* wegen, sondern auch in Ansehung des Stücks. Der Däne *Otto Leck Fischer* hat es verfaßt, und in der Übersetzung *Erland Erlandsens*, die wohl noch eine zusätzliche „Einwienerung“ durch den Regisseur *Gustav Manker* erfuhr, hat man es hierorts ebenso herzlich willkommen geheißen, wie man die „*Straßenmusik*“, „*Essig und Öl*“ oder das „*Kleine Bezirksgericht*“ im Zeitalter der Uraufführungen von Bruckner, Toller und Werfel willkommen hieß. Die Original-Dänen dieser bittersüßen Familiengeschichte waren dem Wiener Publikum vom ersten Augenblick ihres Auftretens herzhafte vertraut, und das kam daher, daß sie nicht allein Dialekt sprachen, sondern einen Text, der in der Herzmitte zwischen Naturalismus und Sentimentalität lag. (Nur manchmal, wie etwa in der Friedhofsvision, rauschten die Wildgansflügel.) Bei *Annie Rosar* hatte man überhaupt nicht das Gefühl, daß sie irgendeinen Text spräche. Sie war da, eine Mutter und Großmutter aus dem Volk, und sagte das, was sie sich jeweils dachte und jeder im Saal mit ihr. Um sie gruppiert das Volkstheaterensemble, dem man die Freude, sich endlich einmal ausspielen zu dürfen, richtig anmerkte. Es war auch wirklich einer besser als der andere. Ganz besonders besser *Paula Pfluger* und *Wilhelm Hufnagl*. Ein Ausgangstag von der Problemdramatik. Wie erholsam das ist!

A-th

DIE KLEINBÜHNEN

haben einen deutlich sichtbaren Formanstieg zu verzeichnen und dementieren damit ihre Besorgnisse über die Konkurrenz der „*Kleinen Josefstadt*“. Sie werden, wenn's annähernd so weitergeht, auch die bevorstehende Konkurrenz des neuen „*Theaters am Fleischmarkt*“ nicht zu fürchten brauchen. Neben der „*Tribüne*“, in der *Kurt Radleckers* Dramatisierung des „*Raskolnikow*“ ihre Erfolgsserie noch nicht beendet hat, und neben dem „*Theater am Parkring*“, wo nach *Manfred Hausmanns* dichterisch gewebtem „*Fischbecker Wandteppich*“ jetzt unter dem Titel „*Das Kleine ABC*“ ein leichtblütig begabtes Miniaturmusical von gleichfalls deutscher Herkunft (*Semmelroth*) erfolgreich durchkam, hält auch das „*Theater der Courage*“ seine alte Linie — die Zweierlinie sozusagen, also nicht die experimentelle (die ja mangels fahrbaren Materials schon seit längerem stillgelegt ist), sondern die Umleitungslinie für jene Vehikel, in die keines der großen Theater einsteigen wollte. Diesmal handelt es sich um ein Stück von *André Roussin*, einem Generationsgenossen *Félicien Marceaux*, mit dem er nicht nur die Ausdrucklichkeit teilt, sondern offenkundig auch eine Vorliebe für Eier. Warum er die amüsant konstruierte Geschichte von den zwei aus der Art geschlagenen Söhnen, die ihre Familie zuerst in großen Kummer und dann in noch größeren Reichtum stürzen, mit dem Titel „*Straußeneier*“ versehen hat, ist nicht ganz klar. Stück und Aufführung sind es in hohem und durchaus vergnüglichem Maß. Unter *Wilhelm Hufnagls* Regie wirken spielfroh die Damen *Polsterer*, *Dorena* und *Harbich*, die Herren *Schubert* und *Dennert* und ein vielsprechender Neuling namens *Horst Fitzthum*.

Im „*Intimen Theater*“ hat mittlerweile das „*Glasl vorm Aug*“ die Hundertermarke überschritten, und das mit Recht. Die Kombination von Witz und Musikalität, die hier von *Qualtinger*, *Bronner*, *Merz* und ihren bewährten Helfern gepflegt wird, macht alle Kombinationen über die weitere Entwicklung dieses Ensembles überflüssig.

T.

P. S.

EI, EI

Im Programmheft der „*Kleinen Josefstadt*“ äußert sich *Félicien Marceau* über die Entstehung seines Stücks „*Das Ei*“ wie folgt:

„Die Idee hatte ich vor zehn Jahren und damals schrieb ich die meisten Szenen. Nun, diese Szenen gingen einfach nicht, und da mir das Thema am Herzen lag, verfaßte ich einen Roman . . . Dann, eines schönen Tags, war plötzlich das Stück da . . . Nicht, daß das Stück aus dem Roman entstanden wäre . . . Ebenso wenig ist der Roman aus dem Stück entstanden . . .“

Wieder einmal die alte Frage, was früher da war: das Ei oder das Ei.

Aufstieg und Fall des Dichters Bertolt Brecht

ZUR ZEHNBÄNDIGEN GESAMTAUSGABE SEINER DRAMATISCHEN WERKE
IM VERLAG SUHRKAMP, FRANKFURT

Wir haben in der deutschen Literatur außer Bertolt Brecht noch ein anderes Beispiel dafür, daß eine kleinstädtische Schulmeisternatur zugleich ein großer hymnischer Dichter sein konnte: Jean Paul. Bei beiden trieben die Gegensätze einander bis zum äußersten an. Bei Jean Paul stehen die trunkenen Visionen einer ekstatisch farbigen, hinreißend dichterischen Sprache neben den bezaubernden Spitzweg-Kuriositäten seiner idyllischen Interieurs „im niederländischen Stil“. Wenn er nur ungern eine größere Reise wagte, wenn sein Leben im wesentlichen auf den winzigen Kreis zwischen Wunsiedel, Hof und Bayreuth beschränkt blieb, den heute ein Autobus in wenigen Stunden durchfährt, so war es nicht die Ängstlichkeit des Biedermeiers, was ihn so gefesselt hielt. Es war die Vorsicht eines genialen Rechners, der wußte, in welchem engem äußerem Rahmen seine südländische Farben- und Wortekstase wie seine fränkisch-niederländische Kleinmalerei beschlossen lag, in welcher Treibhaustemperatur sie am besten gedieh.

Bertolt Brecht, ein geborener Schullehrer und ein ekstatischer Visionär aus der Stadt Augsburg, also ein engerer Landsmann Jean Pauls, hat wie dieser sein eigenes Leben gelebt, seine Vorkehrungen mit Berechnung getroffen und sein Lebenswerk vollendet. Doch war sein Weg labyrinthischer, sein Lebensinstinkt unsicherer; zum Schluß gewannen seine Schulmeisterlei und seine kuriose Gelehrsamkeit — noch kurioser als die des Bücherwurms Jean Paul — fast völlig die Oberhand über seine Vision. Als ein weitberühmter Mann — fast der einzige, den das deutsche Drama nach dem zweiten Weltkrieg auszuspielen hatte — schrumpfte er dennoch mehr und mehr zusammen zu etwas wie Jean Pauls „Schulmeisterlein Wuz“. Seine großartige, hymnisch-pantheistische Sinnlichkeit, seine zarte und bittere Liebeslyrik, der kantige, zynische Stil seiner Balladen und Songs mündete in die kindischen Schulbibelverse marxistischer Pastorenweisheit, und seine Lehrstücke, nach angelesenen japanischen und chinesischen Vorbildern entstanden, vertrockneten mehr und mehr. Dennoch erhob sich immer wieder der Dichter in ihm. Jetzt, da er tot ist und seine Werke in einer richtigen zehnbändigen Klassikerausgabe vorliegen, haben wir ein verworrenes und verwirrendes Gesamtbild vor uns, voll herrlicher Gipfel, voll weiter, öder Gebiete.

Es ist nicht wahr, daß etwa Politik die Dichtkunst erstickt oder daß der Marxismus einen Dichter notwendigerweise verderben müsse. Das möchten nur die marxistischen Spießbürger, die heute das geistige Erbe Brechts für sich in Anspruch nehmen, gern von uns hören. Dann könnten sie über uns lachen. Denn es ist nicht wahr. Calderon hat unter dem Stachel des katholischen Dogmas, wider den er niemals löckte, seine großen Dramen geschrieben; und die katholischen „Lehrstücke“, die er geschrieben hat, sind zwar weit schwächer als die Dramen, aber unendlich interessanter als die Lehrstücke Brechts. Es ist nicht das Dogma, das den Dichter verdirbt. Es sind die Vertreter des Dogmas. Die Spießbürger, die

mit ihren Spießgesellen die DDR beherrschen, konnten die Kunst nur erwürgen. Sie haben den einstmals hochbegabten Lyriker Johannes R. Becher erwürgt. Sie haben auch Brecht allmählich die Luft ausgehen lassen, obwohl er wie Becher von ihnen geschont, umschmeichelt und preisgekrönt wurde.

Dazu gehören freilich zwei: einer, der's tut, und einer, der sich's gefallen läßt. Brecht war ein großer Dichter. Ein kluger Mann — wie der scheinbar ekstatisch-fessellose Jean Paul — war er nicht.

*

Er begann 1918 mit „Baal“, einem wüsten Sexualstück, das in die Sphäre der expressionistischen Dramenliteratur um 1920 gehört und doch über sie hinausragt: die wild obszöne Prahlerlei dieses Horrordramas zeigt erstaunliche dichterische Kraft und, in den Versen, eine Art animalischer Größe und Ruhe. „Baal“ ist ein echter Urenkel des alten „Sturm und Drang“, es wohnt ihm etwas inne, das unvergänglich scheint in der deutschen Dramendichtung.

Daß von hier aus der weitere Weg schwierig war, konnte selbst einem so eitlen und selbstgerechten Mann wie Brecht — schon seine frühen Augsburger Theaterrezensionen zeigen diese Eigenschaften — nicht verborgen bleiben. Spätestens an seinem Drama „Im Dickicht der Städte“ (1924) mußte der Leerlauf ihm klargeworden sein. Er hatte inzwischen seine primitiven, doch kräftig-skurrilen Visionen von der britischen Kolonialarmee, die offenbar durch Kiplings „Barrack Songs“ angeregt waren, in der Burleske „Mann ist Mann“ ausgetobt (sie verfolgten ihn dann noch bis zum „Kanonensong“ der „Dreigroschenoper“). Er hatte, gemeinsam mit Lion Feuchtwanger, Christopher Marlowes „Eduard II.“ bearbeitet und hatte das historische Schauerdrama dieses großen Zeitgenossen Shakespeares — es war kurz zuvor von Alfred Walter Heymel für die deutsche Bühne bearbeitet und von Hugo von Hofmannsthal eingeleitet worden — noch überbramarbasiert. Jetzt stand er an einer Wegscheide. „Im Dickicht der Städte“ spielt in der reichlich naiv vorgestellten Schieber-, Huren-, Hunger- und Gangsteratmosphäre Chicagos um 1920, doch hing Brechts Thema im Grunde nur wenig mit dieser Atmosphäre zusammen. Es ist die Geschichte einer homosexuellen Hörigkeit, die zwangsläufig mit der völligen Vernichtung beider Existenzen enden mußte. Ein innerlich ungeformtes, zielloses Gebilde, interessant auf pathologische Art, pornographisch wie „Baal“, mit genialen Momenten — aber hier ging kein Weg weiter. Hier öffnete sich ein sexuelles Chaos, über das nicht viel mehr zu sagen war.

Es folgte die kritische Zeit im Leben des Dichters Bertolt Brecht. Sie wird selten in der richtigen Perspektive gesehen. Denn mitten in dieser ungewissen Phase liegt der ungeheure Erfolg der „Dreigroschenoper“ (1928), scheinbar ein Mittelpunkt im Leben Brechts — und doch nur eine Episode, fast nur ein Zufall, und jedenfalls nur einer von

mehreren Auswegen, die Brecht damals versuchte: ein Hochgesang auf das Tierische im Menschen, auf Zynismus, Habsucht, Gier. Satirisch ist das alles nur in sehr geringem Maß. Ernst Schumacher, der Verfasser der monumentalen marxistischen Standardbiographie Bert Brechts (1955), bemerkt mit Recht, daß die sozialkritische Satire der „Dreigroschenoper“ weit weniger scharf ist als die des zweihundert Jahre alten Originals, der „Beggars Opera“ von John Gay und Pepusch, die Brecht bearbeitet hatte.

*

Ob der Zynismus der „Dreigroschenoper“ echt oder vorgetäuscht war, mögen die Psychologen untersuchen. Aber er war, mit seinen nihilistischen und amoralischen Tendenzen, ganz zweifellos eine der Brücken, über die Bertolt Brecht den Weg zum Marxismus und schließlich zum Kommunismus genommen hat.

Die zweite Brücke war seine große Vorliebe für Machiavelli und für den Jesuitismus (das Wort hier im populären Sinne gebraucht, der kaum noch etwas mit dem wirklichen Jesuitenorden zu tun hat).

Die dritte Brücke war ein tief in ihm wirkender Trieb zum Gehorsam, zur willenlosen Unterordnung unter eine Doktrin, eine Organisation, eine „Kirche“.

Brecht ging den typischen Weg des Konvertiten, der aus einer verrannten, ratlosen Lebenssituation kommt und von dem Glauben, dem er sich zuwendet, vor allem eines verlangt: daß er ihm den freien Willen, ja daß er ihm die freie moralische Verantwortung ganz und gar abnimmt. Nur so sind seine ersten „Lehrstücke“ zu verstehen. Ein Bestreben, auch etwas vom echten menschlichen Gehalt des Sozialismus zu gestalten, zeigte der kalte, mehr und mehr im Abstrakten sich verlierende Dichter erst sehr viel später — wohl unter dem Einfluß von Gorkis „Mutter“. Indessen ist mit alledem die Wendung Bertolt Brechts zum bloß doktrinären marxistischen Drama noch nicht geklärt. Gewiß, der dialektische Zynismus der Partei wies ihm den kürzesten Weg von „Baal“ und „Mann ist Mann“ zu Lehrstücken wie „Die Maßnahme“. Gewiß, zur Suche nach festerem Halt trieben ihn auch ein paar völlige Versager seiner dramatischen Phantasie, ein paar katastrophale Durchfälle in Berlin, wie „Mahagonny“ und das nie wieder aufgeführte „Happy End“. Und ganz gewiß war Bertolt Brecht dem großkapitalistischen Publikum nicht so gram gewesen, bevor es ihm diese peinlichen Mißerfolge bereitet hatte.

*

Aber es spielte da noch etwas anderes und Wichtigeres mit, spielte mit und scheiterte, und erst dieses Scheitern wird das Urteil der Nachwelt über Brechts dramatisches Lebenswerk bestimmen: gescheitert sind, wie wir glauben, seine höchst bedeutsamen theoretischen und philosophischen Bemühungen um das „epische Drama“, um eine „nicht-aristotelische“ Dramaturgie, um die „Verfremdung“ auf der Schaubühne. Diese Bemühungen, die er in den Heften seiner „Versuche“ festhielt und denen wir viele Jahre lang mit der gespanntesten Aufmerksamkeit folgten, schienen uns die erste große Gegenaktion gegen die unsäglich propagandistische Verflachung zu sein, die sich

unter dem Einfluß des Stalinismus von der UdSSR aus über die ganze marxistische Literatur und Kunst — von der Malerei, der Musik, dem Drama und dem Roman bis zum Film — ausgebreitet hatte, schienen uns der erste wichtige Ansatz, aus dem Marxismus selbst eine neue, dramatische Form herauszukristallisieren. In der „Heiligen Johanna der Schlachthöfe“ oder im „Jasager“ begann sie sich schon zu zeigen. Daß Brecht, zweifellos unter dem Druck der Partei und augenscheinlich ohne jede Hemmung, das Lehrstück vom „Jasager“ sehr schnell in einen „Neinsager“ umschrieb, schien uns an den Schwächen seines moralischen Instinkts zu liegen und war, wenn auch ungern, noch hinzunehmen; überdies mußte, so dachten wir nach allem ideologischen Herumgerede um das „Lehrstück“, der „Neinsager“ für die orthodoxe marxistische Dogmatik ebenso unverdaulich sein wie der „Jasager“. Aber wie sich's zeigte, war unser theoretischer Scharfsinn vertan.

Und zwar zeigte sich das, als das „Lehrstück“, das wir für einen Übergang in einer noch unsicheren geistigen Situation gehalten hatten, nicht bloß stabilisiert wurde, sondern in die elendeste Schulmeisterei mündete, in das bloße Puppenspiel etwa der „Horatier und Kuratier“ oder des unglaublich überschätzten „Guten Menschen von Sezuan“. Es war nur logisch, daß auf solchen Wegen sich auch die fürchterlichsten Fehlritte ereigneten, als schlimmster wohl das Spiel von den „Rundköpfen und Spitzköpfen“, das uns die streng marxistisch-ideologische Deutung nahelegte, Hitler werde sich mit den kapitalistischen Juden schon einigen, um dann mit ihnen gemeinsam auf das Proletariat aller Rassen loszugehen. Das war es in der Tat, was Bert Brecht in diesem Lehrstück von 1935, auf Grund seiner profunden marxistischen Studien, zu prophezeien wagte. (Und das hat er auch noch nachher, als Hitler schon Millionen Juden getötet hatte — das hat er auch noch in seine Gesammelten Werke aufgenommen.)

*

Der Dichter Bertolt Brecht, der viel gegeben und viel gefehlt hat, ruht im Grabe. Wir haben uns damit abzufinden, daß sein Lebenswerk, wie es sich nun in der zehnbändigen monumentalen Gesamtausgabe des Suhrkamp Verlags präsentiert, einen solchen Ausgang genommen hat. Wir haben festzustellen, daß er auch in späteren Jahren so grandiose dramatische Werke hervorbrachte wie „Mutter Courage und ihre Kinder“ oder die Szenenreihe „Furcht und Elend des Dritten Reiches“, in einigem Abstand noch das trocken-aufklärerische „Leben des Galilei“ und „Die Gewehre der Frau Carrar“. Wir haben aber auch festzustellen, daß er nach seiner 1948 erfolgten Rückkehr nach Berlin nichts mehr geschrieben hat als die dürftigen „Kalendergeschichten“, die miserablen „Geschäfte des Herrn Julius Cäsar“, die kläglich umgeschriebene „Verurteilung des Lukullus“ und einige Verse, die keinen Vergleich mit den genialen Frühgedichten der „Hauspostille“ von 1925 vertragen; und daß der Rest seines dramatischen Lebenswerks aus einem bleicheren Corpus von Lehr- und Schulgeschichten, von primitiven Bilderbogen und präventiv stilisierten Demonstrationen besteht.

HANSRES JACOBI

Gutes Klima für Essayisten

EIN ÜBERBLICK ÜBER DAS REPRÄSENTATIVE FACH DER SCHWEIZER LITERATUR

In einer Literaturgeschichte, die das schweizerische Schrifttum zwischen 1900 und 1950 zum Gegenstand hätte, wird eine besondere Gattung eingehend zu betrachten sein, die früher nur selten ebenso kräftig hervortrat wie in der erwähnten Zeitspanne. Wir meinen die wissenschaftliche Prosa, in welcher die Angelegenheiten eines Faches (Geschichte, Kunst, Literatur, Philosophie, Recht, Theologie, Naturwissenschaft) durch den Stil eines Forschers über die Grenzen der Fakultät hinausgehoben und der Gemeinschaft als ein Stoff der geistigen, sittlichen und politischen Bildung zugeführt worden sind.“

Mit diesen Worten hat Werner Weber, der Präsident des Zürcher PEN-Clubs, jenes Gebiet umrissen, durch welches die schweizerische Literatur auf internationaler Ebene am gültigsten repräsentiert wird. In stärkerem Maße als die Lyrik, die Epik und die Dramatik (in der immerhin Max Frisch und Friedrich Dürrenmatt ihr Land höchst ehrenvoll vertreten) erweist sich die Essayistik als die eigentlich belangvolle Disziplin im heutigen Literaturschaffen der Schweiz. Auf keinem andern Gebiet lassen sich so viele Autoren von Rang aufzählen wie hier: Hans Barth, Carl J. Burckhardt, Fritz Ernst, Gotthard Jedlicka, Werner Kägi, Walter Muschg, Max Rychner, Karl Schmid, Emil Staiger, Werner Weber, und das sind noch bei weitem nicht alle. Grund und Ursachen dieser bemerkenswerten Fülle können wir hier nur andeuten.

Zunächst entspricht die auf dem Tatsächlichen basierende Kunst des Essays dem Wirklichkeitssinn des Schweizers, seiner beobachtenden Nüchternheit. Dazu kommt ein glückliches Privileg im welthistorischen Geschehen unseres Jahrhunderts: dem von zwei Weltkriegen verschont gebliebenen Schweizer wurde gleichsam „au-dessus de la mêlée“ die Möglichkeit zuteil, Überblick und Objektivität zu entwickeln, die gleichfalls zum Wesen des Essays gehören. Und die zentrale Lage der Schweiz im Herzen Europas, die Berührung mit verschiedenen Kulturen (die das Land zudem in sich vereinigt), dürfte dem Heranwachsen einer Generation bedeutender Essayisten ebenso günstig gewesen sein wie anderseits das starke Geschichtsbewußtsein, das in diesem Lande lebendig ist. Die Grundzüge, die sich aus alledem ergeben haben — ein Gleichgewicht von Weltoffenheit und Verwurzelung im eigenen Wesen, eine Verbindung von Vergangenheit und Gegenwart, und nicht zuletzt ein mehrfach fundiertes Verantwortungsgefühl der Sprache gegenüber —, finden sich denn auch im Schaffen aller eingangs genannten Autoren.

Als vollendeter Europäer, der seine abendländische Gesinnung im Gedanken und in der Tat manifestiert,

zeigt sich *Carl J. Burckhardt*. Zwar stellen seine Essays nur einen Teil seines umfassenden Lebenswerkes dar, aber sie sind in ihrer menschlichen Vornehmheit, in ihrer geistigen und charakterlichen Haltung und in ihrer sprachlichen Sorgfalt kennzeichnend für ihn. Sucht man nach einem Zugang zu Burckhardts essayistischem Oeuvre, so wird man ihn am besten in dem Band „*Gestalten und Mächte*“ finden, dessen Titel das Wesen seiner Essayistik formelhaft zusammenfaßt: es besteht darin, daß er sich immer mit einzelnen Persönlichkeiten auseinandersetzt und dabei die Zeit und die Welt, in die sie gestellt sind, sichtbar werden läßt. Die Mächte einer ganzen Epoche werden durch die Gestaltung einer Individualität begriffen und durchleuchtet. Kein Zufall, daß sich des Autors besondere Vorliebe dem Humanismus, dem klassizistischen Frankreich und dem alten österreichischen Kaiserreich zuwendet: hier findet er jene geistige Kontinuität Europas, an deren Bewahrung ihm so viel liegt und zu der sein eigenes Werk so viel beiträgt. Zugleich ist die von ihm bevorzugte historische Epoche auch eine Zeit des Maßes, das er im „*Honnête Homme*“ feiert, einem für ihn besonders charakteristischen Essay. Der „*Honnête Homme*“ wird hier als eine Daseinsmöglichkeit umschrieben, als jener „edle, vorgebildete Typus, der im Gleichgewicht auf sich selbst beruhe und gewissermaßen durch die Proportion seiner ausgewogen sicher spielenden Eigenschaften die Kasuistik in sich selbst aufhebe“. Von La Rochefoucauld, der es gewagt hatte, „in der Welt zu leben, Weltmensch zu sein und doch die schärfste Geistigkeit zu bewahren“ (was auch für Burckhardt gilt), zitiert er den Satz: „Der wirklich noble und durchgebildete Mensch beruht auf sich selbst.“ Burckhardts Stil entspricht in harmonischer Weise den von ihm behandelten Gegenständen, und die Besinnung auf das Maßvolle spiegelt sich auch in seiner Sprache, mit der er seine eigene Maxime erfüllt: „Klarheit des Ausdrucks ist eine Lebensnotwendigkeit in bedrängten Epochen.“

*

„In seinen Werken zur Geschichte erreicht seine Prosa manchmal eine festtägliche Höhe, die in unserem Schrifttum der Gegenwart keinen Vergleich findet. Die Strahlen großer vergangener Zeiten fallen da noch einmal ein und werden noch einmal vergegenwärtigt, in einer Weise, daß auch die Bedeutungsfülle unserer Zeit reicher beleuchtet hervortritt.“

Max Rychner, von dem diese Zeilen über Burckhardt stammen, bemüht sich wie dieser, Europas geistige Kontinuität zu wahren: „Nach einem Wort Goethes soll, wer einen großen Verlust erleidet, sich ohne Säumnis dessen vergewissern, was er noch besitzt. Das ist unsere heutige

Dr. Hansres Jacobi gehört zur jüngeren Generation der Schweizer Literatur- und Theaterkritiker; schon aus diesem Grund ist er nicht mit Johannes Jacobi zu verwechseln, der in ähnlicher Funktion in Hamburg lebt (und vor kurzem mit einem Aufsatz über Neuerscheinungen auf dem Gebiete der Theaterliteratur im FORVM vertreten war). Hansres Jacobi lebt als Mitarbeiter führender Schweizer Zeitungen in Zürich.

Lage: wir sind in eine Epoche getreten, welche dereinst ihre Verluste buchen wird, wie andere Epochen ihre Schöpfungen. Darum gilt es zu halten, was wir hatten und was unverlierbar unser sein kann, wenn wir es in seinem Wert zu erkennen und zu lieben vermögen.“

Rychners essayistische Spannweite reicht von Vergil bis Sartre und Lukács. Es gibt kaum eine nennenswerte literarische Erscheinung, die Rychner nicht wahrgenommen hätte. Daß nur ein Teil des Wahrgenommenen in seinen Büchern aufscheint, weiß er zu begründen: „Die meisten der hier vereinten Essays haben in geistiger Sympathie ihren Ursprung. Für den Kritiker bedeutet es Glück, bewundernd verehren zu können und von seiner Ergriffenheit Zeugnis abzulegen. Aus der gleichen Ergriffenheit stammen die abgrenzenden oder kämpferischen Äußerungen, in welchen sich noch einmal, in anderer Darstellung, die Rangfolge geistiger Werte kundtut, welche nach meiner Überzeugung das innerste Gefüge des Abendlands ausmachen.“ Daraus versteht sich, warum Rychner bei aller Aufmerksamkeit für die zeitgenössische Literatur doch stets zu den großen Gestalten der Vergangenheit zurückkehrt. Das geistige Sternbild, von dem er sich leiten läßt, besteht wohl am ehesten aus Vergil, Hofmannsthal und Valéry, die strahlende Mitte, auf die er sich immer wieder bezieht, ist Goethe. Mit Hilfe dieser Fixpunkte hat Rychner im Laufe der Jahre ein Koordinatennetz der Weltliteratur geknüpft und ausgespannt, das die Vergangenheit in die Gegenwart zurückholt, um Einst und Jetzt im Geistigen zu vereinen: „Die Möglichkeit, lebendige Größe vergangener Menschen unmittelbar zu empfinden, bewahrt vor Überschätzung der Gegenwart . . . Man braucht deshalb wahrlich nicht mit der Gegenwart zu zerfallen. Die Geschichte kann uns nicht alles geben, noch weniger alles sein; so wenig wie unsere Zeit. Der Kräfteausgleich muß sich in jedem Einzelnen selber vollziehen.“

Bei Rychner trifft in diesem Kräfteausgleich vieles zusammen: die große Kunst des Lesens, die Begabung des Verweilenkönnens, die teilnehmende Liebe und Hingabe. Er hat einen Aufsatz geschrieben, in dem er das „Bewundern“ als eine Seelenkraft preist, die „den ganzen Menschen zu überwinden und zu wandeln“ vermag. Seine luzide, an Valéry und Karl Kraus geschulte Sprache vermittelt in ihrer konkreten Bildhaftigkeit auf einem Minimum an Raum ein Maximum an Gehalt. Wollte man sein Werk auf einen Nenner bringen, so täte man das am besten mit seinen eigenen Worten: „Im Element der Bewunderung vollzieht sich die Überlieferung.“ Sein ganzes reiches Oeuvre steht im Dienste geistiger Mittlerschaft.

*

Die Mannigfaltigkeit zur Einheit zu fügen, hat sich Fritz Ernst als Germanist, Romanist, Hispanist, Anglist und Historiker zur Aufgabe gestellt. Ihm hilft dabei, was er an Paul Van Tieghem rühmt: „Wissen, Klarheit, Ordnung.“ Zu diesen Grundpfeilern kommt ein subtiler Sinn für Form und Gestaltung, kommen Eleganz und Schmiegsamkeit einer Diktion, die ihren Ursprung in der lächelnden Souveränität des 18. Jahrhunderts hat, zu dem Fritz Ernst sich hingezogen fühlt. Ein Gentilhomme im Geiste, verbindet er gelassene Reife des Urteils mit stetiger Entdeckerfreude. Eingehende Beschäftigung mit der

romantischen Ironie lehrte ihn, sich seinen Gegenständen graziös und heiter zu nahen. So werden die Ergebnisse strengster Wissenschaftlichkeit für den Leser zu einem hohen ästhetischen Vergnügen. Die Ehrfurcht vor dem Großen befähigt ihn, am Kleinen das Wesentliche, am Detail das Allgemeine aufzuzeigen. Auf jeden seiner Essays trifft der Satz Gogols zu: „Ich möchte es mit einem kleinen Fenster vergleichen, durch das man, wenn man sein Auge nur nahe heranbringt, die ganze Welt erblicken kann.“ Und der Autor selbst sagt in einem dieser Essays: „Die Geschichte eines Volkes ist doch nicht nur etwas Allgemeines, in Epochen und Systeme Aufzulösendes. Sie besteht nicht nur aus sogenannten großen Taten und Ereignissen. Mindestens so sehr liegt sie im Unscheinbaren, vorüberhuschend Individuellen, im stillen Walten erlesener Persönlichkeiten.“

Meisterhaft versteht es Fritz Ernst, das Vorüberhuschende zum Verweilen zu bestimmen und die Individualitäten miteinander in Beziehung zu bringen. (Hier, in der Konzentration auf eine bestimmte Gestalt, berührt er sich mit Burckhardt.) Sein essayistisches Hauptwerk — die drei Bände „*Essais*“ — läßt die Gliederung seiner geistigen Welt klar erkennen.

Fritz Ernst wurzelt tief im Schweizerischen. Sein unablässiges Eintreten für die geistige Geltung seines Vaterlandes kommt einem Bekenntnis zur „Sendung des Kleinstaates“ gleich, zu dessen Anwalt er sich in den Stunden gefahrvollster Bedrohung machte. Die vielsprachige Schweiz wurde ihm zur Schule des Europäertums. Er zeigte die wichtige Rolle der „*Helvetia mediatrix*“ für das Abendland auf. Von seinem schweizerischen Standort aus zog er „die drei konzentrischen Kreise des Helvetismus, des Europäismus und des Kosmopolitismus, wobei jedesmal in anderer Weise das Zusammenleben der Sprachen und Literaturen zum Ausdruck kommt“. Zusammenleben und Zusammenhalt werden bei ihm durch einen über Räume und Zeiten wirksamen Geist der Menschlichkeit bestimmt. Unter den schweizerischen Essayisten der Gegenwart vertritt der Komparatist Fritz Ernst am reinsten die große Tradition der europäischen Moralisten.

*

Der Germanist an der Universität Zürich, *Emil Staiger*, darf als ein Begründer der sogenannten Zürcher Schule der Literaturbetrachtung gelten, die in den Mittelpunkt ihrer Arbeit die *Interpretation* stellt. Staiger sieht in der Literaturwissenschaft den „Beitrag einer durchaus eigenständigen Wissenschaft zur allgemeinen Anthropologie . . . Wie alle Geschichte unterrichtet sie über Möglichkeiten des Menschen, die nacheinander im Wandel der Zeiten Wirklichkeit geworden sind“. Literaturgeschichte wird aber darum nicht Mittel zum Zweck: „Denn was den Literaturhistoriker angeht, ist das Wort des Dichters, das Wort um seiner selbst willen, nichts was irgendwo dahinter, darüber oder darunter liegt.“ Für das eigentliche Ziel aller Literaturwissenschaft findet Staiger die knappste Formel: „daß wir begreifen, was uns ergreift“.

In solchen Dienst am dichterischen Wort stellt sich auch Staigers Essayistik, die neben gewichtigen Werken wie der dreibändigen Goethe-Darstellung und den „Grundbegriffen der Poetik“ einen großen Raum in seinem Gesamtwerk einnimmt. Er schlägt den methodischen Weg des Be-

schreibens ein, wobei „wissenschaftliche Beschreibung kein Dichten sein soll, sondern dadurch sich auszeichnet, daß sie, was zu sagen ist, auf eine begriffliche Einheit bringt“. Die Gefahren, die seinem Unternehmen drohen, erkennt er genau: wer Literaturwissenschaft betreibt, „verfehlt entweder die Wissenschaft oder die Literatur“. Es ist deshalb notwendig, „daß jeder Gelehrte zugleich ein inniger Liebhaber sei, daß er mit schlichter Liebe beginne und Ehrfurcht all sein Tun begleite“.

Diese Forderungen werden von Staiger auf das schönste erfüllt. Seine Interpretationen dichterischer Texte stellen ebenso wie seine Studien zur deutschen Literaturgeschichte im Grunde eine ehrfürchtig-liebevolle *Schule des Lesens* dar — des Lesens als einer spezifischen Art der Daseins-erfahrung, die sich immer wieder auf die Frage nach dem Wesen des Menschen ausrichtet. So praktiziert, verengt sich die Literaturwissenschaft nicht zur Fachdisziplin, sondern öffnet einen Zugang zum Leben.

*

Anders präsentiert sich der Basler Germanist *Walter Muschg*. Er ist einer weiteren Öffentlichkeit, auch außerhalb der Schweiz, vor allem durch seine „*Tragische Literaturgeschichte*“ bekanntgeworden, jenes großgesehene Gemälde von den Kulturformen der Dichtung, über dessen kühner Konzeption die Widersprüche und Zurechtbiegungen im Detail freilich nicht übersehen werden konnten. Ein ebenso heftiger Impuls, der den streitbaren Polemiker verrät, trägt den Essayband „*Die Zerstörung der deutschen Literatur*“, der mit besonderer Deutlichkeit den moralischen Standort erkennbar macht, von dem aus Muschg seine Wertungen trifft. Muschg zitiert einen Satz Ruskins, den Karl Kraus in der „Fackel“ wiedergegeben hatte: „Alle Vorzüge einer Sprache wurzeln in der Moral.“ Und Karl Kraus wird von Muschg als eine der wenigen literarischen Existenzen unseres Jahrhunderts akzeptiert, „weil er die Literatur am Maßstab von Wahrheit und Lüge maß“. Vom gleichen Standort aus vollzieht Muschg seine Abrechnung mit Gottfried Benn: „Das Rätsel Benn ist der nicht durchschaute Zusammenhang zwischen Kunst und Moral . . . Schönheit allein ist nichts mehr, es kommt darauf an, wer sie schafft und warum er sie erzeugt . . . Die Zukunft der Kunst hängt nicht von einer an sich sinnlosen Schönheit ab . . . sondern von ihrem Vorrat an moralischen Energien.“ Und an anderer Stelle heißt es, „daß Erkenntnis offenbar auch eine Frage der Moral ist“.

Muschgs Haltung ist eine radikal kämpferische. Seine Vehemenz rückt manche Tatbestände ins richtige Licht,

manchmal rennt er offene Türen ein, manchmal verallgemeinert er und manchmal geht die betonte Subjektivität seiner Formulierungen sowohl am Leben wie an der Literatur vorbei: aber man möchte seine Stimme nicht missen. Sie ruft uns immer wieder zur Überprüfung unserer Situation und zur Beschäftigung mit heikelsten Problemen auf.

*

Bei den meisten der bisher gewürdigten Essayisten handelte es sich um Vertreter der Wissenschaft. *Werner Weber*, ein Angehöriger der jüngeren Generation, ist in erster Linie Kritiker. Als Feuilletonchef der „Neuen Zürcher Zeitung“ setzt er sich mit den vielfältigen Erscheinungsformen der Literatur und des heutigen Kulturbetriebs auseinander. Das geschieht stets im Zeichen einer Balance — nicht nur zwischen Vergangenheit und Gegenwart, sondern vor allem zwischen Kunst und Leben, die nie als Gegensätze verstanden werden. Dichtung gilt ihm als sprachliche Gestaltung erfahrenen und erlittenen Lebens, er glaubt an „das Leben im Wort“, und er stellt dem „Verfall der Inhalte“, von dem in der Diskussion über die moderne Dichtung so gern gesprochen wird, die schlüssige Erkenntnis entgegen: „Man lebt immerhin, und das dürfte als Inhalt hinreichend sein.“

Weber erkennt und anerkennt die auch heute gültige Grundordnung der Welt (wie sie im Kunstwerk durch die Regeln der Grammatik gesichert erscheint), denn er hat am Bild des sittlichen Menschen die Maßstäbe für seine literarische Kritik gewonnen. Als beherrschende Mitte bewährt sich ihm Goethe, der nicht „auf der Höhe der Zeit“ war, sondern „auf der Höhe des unentstellten Menschen“. Die solcherart fixierte Weltordnung bestimmt auch seine Position zur Gegenwart, deren Moden und Modernismen er scharf attackiert und entlarvt, ohne darüber den Spürsinn für ihre echten Werte einzubüßen. Kritische Analyse ergänzt sich mit darstellender Schau, die auf genauer Beobachtung fußt. Dem treffsicheren Urteil ist eine nuancierte Sprache beigeordnet, in deren Anschaulichkeit und Bilderreichtum sich die nahe Beziehung zum Leben dokumentiert. Werner Weber gehört selbst zu jenen schweizerischen Essayisten, als deren Biograph er hervorgetreten ist.

Der Band, in dem er seine biographischen Essays gesammelt hat, heißt „*Wissenschaft und Gestaltung*“. Und mit diesem Titel ist die schweizerische Gegenwartssayistik ebenso knapp wie zulänglich charakterisiert.

WERKE DER IM VORSTEHENDEN BESPROCHENEN AUTOREN (AUSWAHL)

- CARL J. BURCKHARDT: *Gestalten und Mächte* (Fretz und Wasmuth Verlag, Zürich). — *Reden und Aufzeichnungen*. — *Vier historische Betrachtungen* (beide Manesse Verlag, Zürich).
- FRITZ ERNST: *Essais*. — *Der Helvetismus* (Fretz und Wasmuth Verlag, Zürich). — *Aus Goethes Freundeskreis* (Suhrkamp Verlag, Frankfurt). — *Meisterdramen* (Vereinigung Oltner Bücherfreunde, Olten).
- WALTER MUSCHG: *Tragische Literaturgeschichte*. — *Die Zerstörung der deutschen Literatur* (beide A. Francke Verlag, Bern).
- MAX RYCHNER: *Zur europäischen Literatur zwischen zwei Weltkriegen*. — *Zeitgenössische Literatur*. — *Welt im Wort*. — *Sphären der Bücherwelt*. — *Arachne* (alle Manesse Verlag, Zürich).
- EMIL STAIGER: *Die Zeit als Einbildungskraft des Dichters*. — *Meisterwerke deutscher Sprache*. — *Musik und Dichtung*. — *Die Kunst der Interpretation* (alle Atlantis Verlag, Zürich).
- WERNER WEBER: *Figuren und Fahrten* (Manesse Verlag, Zürich). — *Wissenschaft und Gestaltung* (Vereinigung Oltner Bücherfreunde, Olten). — *Auf der Höhe des Menschen* (Rainer Wunderlich Verlag, Tübingen).

Nachdem der Weihnachtsrummel vorüber war, haben wir uns, wie schon mehrmals zuvor, an eine Reihe führender Buchhandlungen in Wien und in den Bundesländern gewandt, um mit ihrer Hilfe zu erforschen, wie es um den Geschmack des Lesepublikums im abgelaufenen Jahr bestellt war. Es erwies sich, daß dieser Geschmack noch mehr als in den vergangenen Jahren von der Belletristik weg und zur Bildungs- und Informationsliteratur hin tendiert. Von den insgesamt 18 Titeln, die uns immer wieder genannt wurden, waren nur 6 Romantitel. Mit andern Worten: es wurde doppelt soviel Nichtbelletristik gelesen wie Belletristik.

Der weitaus größten Beliebtheit erfreute sich Thor Heyerdals „*Aku-Aku*“ (Ullstein Verlag, Frankfurt-Wien), gefolgt in annähernd totem Rennen von Ann Tizia Leitichs „*Damals in Wien*“ (Forum-Verlag, Frankfurt-Wien) und den im Verlag Müller, Salzburg, erschienenen Büchern von Karl Heinrich Waggerl, der damit die weitaus erste Stelle auf dem belletristischen Gebiet innehat. Auf beiden Gebieten zeigte sich, wie die Namen Leitich und Waggerl andeuten, eine gewisse Bevorzugung österreichischer Eigenproduktion. Die nichtbelletristischen Werke, denen sie noch zugute kam, waren Friedrich Funders „*Als Österreich den Sturm bestand*“ (Herold Verlag, Wien), Otto Stradals „*Es steht manch Schloß in Österreich*“ (Verlag Paul Kaltschmid, Wien) und Maria Augusta Trapps „*Vom Kloster zum Welterfolg*“ (Frick Verlag, Wien). „*Gutes Benehmen wieder gefragt*“ (Paul Zsolnay Verlag, Wien) hat zwar, wie wir hoffen möchten, kein spezifisch österreichisches Thema, aber doch einen österreichischen Autor: Willy Elmayer.

In der erzählenden Literatur finden sich unter den am häufigsten genannten Autoren außer Waggerl noch zwei Österreicher: Heimito von Doderer mit den „*Dämonen*“ (Biederstein Verlag, München — Luckmann Verlag, Wien) und Fritz von Herzmanovsky-Orlando mit dem „*Gaulschreck im Rosennetz*“ (Albert Langen-Georg Müller Verlag, München). Beide rangieren jedoch hinter Lobsang Rampa: „*Das dritte Auge*“ (Piper & Co., München), Claude Manceron: „*Kaum einen Frühling lang*“ (Paul Neff Verlag, Wien) und Theun de Vries: „*Schlag die Wölfe, Hirte*“ (im gleichen Verlag). Und sie alle blieben erheblich hinter der übrigen Reihe der gefragtsten Werke zurück: C. W. Ceram: „*Götter, Gräber und Gelehrte im Bild*“ (Rowohlt Verlag, Hamburg), Milovan Djilas: „*Die neue Klasse*“ (Kindler Verlag, München), Han Suyin: „*Alle Herrlichkeit auf Erden*“ (Verlag Helmut Kossodo, Genf-Frankfurt), Heinz Konsalik: „*Der Arzt von Stalingrad*“ (Kindler Verlag, München) und dem Knaur-Sammelwerk „*Die Welt, in der wir leben*“ (Droemersch Verlaganstalt Th. Knaur Nachf., München-Zürich).

In Wien beförderte die Popularität des Schauspielers Ernst Waldbrunn seine von Ironimus illustrierten Schnurren „*Das hat kein Goethe g'schrieben*“ (Kurt Wedl Verlag, Wien) auf die Bestseller-Liste, und

Ironimus selbst stieß mit dem neuesten Band seiner gesammelten Karikaturen auf ähnliches Interesse wie *Paul Flora* mit seinen beiden Rössern („*Das Musenroß*“ und „*Das Schlachtroß*“, beide im Diogenes Verlag, Zürich).

Hier die Liste der von uns befragten Buchhandlungen in Wien und in den Bundesländern:

Abheiter (Taborstraße), Berger (Kohlmarkt), Braumüller (Graben), Deuticke (Helferstorferstraße), Frick (Graben), Gerold & Co. (Graben), Herzog (Mariahilferstraße), Hölzl (Seilergasse), Am Kärntner (Kärntnerstraße), Lechner-Walter Krieg (Graben), Prachner (Kärntnerstraße), Stroppek (Währingerstraße), Wiener Volksbuchhandlung (Pilgramgasse). — Böck (Krems), Ebenhöch'sche Buchhandlung (Linz), Höllrigl (Salzburg), Kienreich

(Graz), Kollitsch (Klagenfurt), Leykam (Graz), Mora (Salzburg), Moser (Graz), Reisinger (Amstetten), Schubert (St. Pölten), Tyrolia (Innsbruck), Volksbuchhandlung (Feldkirch), Zweymüller & Co. (Baden bei Wien).

Und hier die Rangliste der zehn Bestseller:

Heyerdal: „*Aku-Aku*“
Leitich: „*Damals in Wien*“
Waggerl: „*Kleine Münze*“, „*Liebe Dinge*“ u. a.
Trapp: „*Vom Kloster zum Welterfolg*“
Han Suyin: „*Alle Herrlichkeit auf Erden*“
Ceram: „*Götter, Gräber und Gelehrte im Bild*“
Djilas: „*Die neue Klasse*“
Lobsang Rampa: „*Das dritte Auge*“
Konsalik: „*Der Arzt von Stalingrad*“
Elmayer: „*Gutes Benehmen wieder gefragt*“

Der offenbarte Hofmannsthal

Hugo von Hofmannsthals Werke in zwei Bänden. Auswahl besorgt von Rudolf Hirsch. S. Fischer Verlag, Frankfurt.

Alle Dichter haben ihre Geheimnisse, mögen sie auch ihnen selbst nicht bewußt sein; und es spricht alles dafür, daß auch Hofmannsthal sein Geheimnis nicht gekannt hat. Als junger Mensch hat er ganz unbewußt, sozusagen auf medialem Wege, das Erstaunlichste hervorgebracht, dann aber, am Ausgang seiner Jugend, begann er zu fühlen, daß ihn „eine Kraft verlassen habe“. Er glaubte, es sei bloß die Fähigkeit zu produzieren gewesen, die von ihm gewichen sei; er wußte nicht, daß es sein Persönlichstes, ja Überpersönlichstes war, das erst an der Schwelle des Alters wieder zu ihm, ja in ihn zurückkehren sollte.

In der Zwischenzeit versuchte er, sich mit Enzyklopädischem, Essayistischem, Klassizistischem, ja geradezu Kopistischem fortzubringen. Aber so erfolgreich gewisse seiner Aufsätze, gewisse Sammelbände, die er herausgegeben hat (wie etwa das „*Deutsche Lesebuch*“), der Text zum „*Rosenkavalier*“ und der „*Jedermann*“ geworden sind, so war all dies dennoch nicht der wirkliche Hofmannsthal. Den wirklichen Dichter schält Rudolf Hirsch in seiner zweibändigen Auswahl aus dem unwirklichen, falschen, blutlosen, der die Zielscheibe manch eines Spottes gewesen ist, vorbildlich heraus. Ja die Strenge dieser Auswahl geht so weit, daß sogar der „*Tor und der Tod*“ darin fehlt, weil er nur zum Teil Hofmannsthal, zumeist aber Goethe-Kopie ist. Die Dramen, die wir in dieser Ausgabe lesen, sind uns. obwohl

wir sie kennen, durch die Art, auf die sie ausgewählt und zusammengestellt sind, wiederum neu und fremd geworden, und wir nehmen sie erschüttert in uns auf: wie den „*Kaiser und die Hexe*“ oder das „*Bergwerk von Falun*“ in vollständiger Fassung (soweit bei diesem sich überall hin ins Unsagbare verlierenden Werk von Vollständigkeit die Rede sein kann). Am deutlichsten aber wird das System meisterhafter Auswahl im zweiten, dem Prosaband. Man könnte Monate darüber hinbringen, sich von der Lektüre dieses Bandes in ganz unbekannte, ja rätselhafte Distrikte der Dichtung führen zu lassen.

Das Lesen einer schlechten Auswahl ist eine Qual, eine so vortreffliche Auswahl aber läßt uns geradezu bedauern, daß der Dichter nicht nur eben dies Ausgewählte und sonst nichts anderes geschrieben habe.

A. L.-H.

DIE DICHTUNGEN UND BRIEFE GEORG TRAKLS

werden im Verlag Otto Müller (Salzburg) in einer historisch-kritischen Ausgabe erscheinen, mit deren Vorbereitung Prof. Dr. Walter Killy (Freie Universität Berlin) betraut wurde. An alle, die Manuskripte, Briefe oder andere handschriftliche Dokumente des Dichters besitzen oder denen die jetzigen Aufenthaltsorte solcher Handschriften bekannt sind, ergeht hiemit die Bitte, eine entsprechende Mitteilung an Prof. Ludwig von Ficker, Innsbruck-Mühlau, Kirchgasse 11, gelangen zu lassen.

FRITZ THORN

Berühmt und verkannt zugleich

ZUM 150. GEBURTSTAG DAUMIERS AM 26. FEBRUAR 1958

Daumier gehört zu den wenigen bildenden Künstlern des 19. Jahrhunderts, deren Geltung und Rang schon zu Lebzeiten nahezu unverrückbar feststanden; von den Bedeutenden mag das nur noch für Millet und Courbet zutreffen. Delacroix, Manet, Monet, Degas und Cézanne werden bis auf den heutigen Tag immer wieder neu eingeschätzt, neu eingereiht und umgruppiert, und was erst den Modernen an Übersiedlungen im künstlerischen Raum bevorsteht, ist nicht auszu-denken. Daumier hingegen kannte man vom Beginn seiner Mitarbeit an der „Caricature“ als einen Vorkämpfer für die Rechte des niederen Volkes, der er immer blieb, und kannte ihn später als unerheblichen Maler sogenannter „Grisailles“, farbschwacher Kompositionen, mit denen Klassizisten, Romantiker und Impressionisten gleicherweise nichts anzufangen wußten.

Er war aber weder das eine noch das andere, und wußte es. Er war der integrale Fall eines verkannten Genies: für kurze Zeit populär bei der Masse, unverstanden von der Elite (mit Ausnahme einer Handvoll intimer Freunde) und materiell völlig erfolglos. Dieses sein Schicksal trug er heiter und gelassen. Nirgends in seinem ganzen Werk, so kühn und aggressiv es war, findet sich auch nur eine Andeutung von persönlicher Verbitterung. Nicht einmal die Hartnäckigkeit, mit der seine Zeitgenossen ihn auf die früh erfolgte Katalogisierung festgelegt hielten, störte ihn. Und als er am Ende zum „Vater der politischen Karikatur“ avancierte, wurde ihm sogar das Glück zuteil, seine Tochter nicht mehr kennenzulernen.

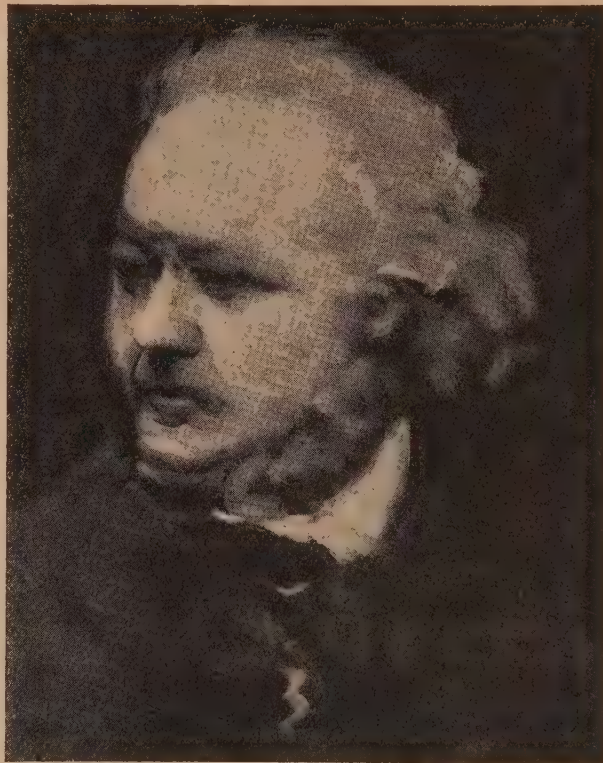
*

Daumier hatte keine hohe Meinung vom niederen Volk, dem er entstammte. Er war ihm zu nahe, um es zu lieben. Er wußte zu viel von der Stumpfheit und den unmenschlichen Instinkten der Masse, als daß ihm ästhetische Glorifizierungen unterlaufen wären, und der politische

Weitblick, der ihn befähigte, die Bedeutung der bürgerlichen Revolution richtig abzuschätzen, hat bis zu einer Vision der proletarischen nicht gereicht. Was er liebte, waren die *Lebensäußerungen* des niederen Volkes, und vor allem haßte er die des „höheren“. Ob es Advokaten oder Richter waren, Beamte oder Politiker, Würdenträger bis hinauf zum König oder nur die feisten Insassen einer Kalesche: er sah durch die schlaaffe Haut der Übersatten

ihre kalten Herzen, ihre Lasterhaftigkeit, ihre Habgier und Heuchelei, er sah die Lust der kleinen und großen Tyrannen — und bildete sie ab, damit sie jeder sehen könne. Er zeichnete all das, wovon Hamlet bis zum Lebensüberdruß angewidert war: der Zeiten Spott und Geißel, des Mächtigen Druck, den Übermut der Ämter. Aber persönlich empfand er weder die Schmach, die Unwert schweigendem Verdienst erweist, noch verschmähter Liebe Pein. Die zeichnete er nicht. Zum Schluß erschuf er sich jenen Don Quixote, der ihm kein lebenswürdiger närrischer Träumer war, sondern eine Verkörperung verbrecherischen Irrsinns, ein Symbol des Verrückt-Seins in der Gesellschaft, jeder moralischen Verpflichtung aus dem Wege gerückt. Kein Wunder, daß seine Sancho Pansas besser wegkommen.

*



HONORÉ DAUMIER

Detail des Porträts von Daubigny (Öl)

Reproduziert mit freundlicher Bewilligung der National Gallery, London

Daumiers Malerei ist seine Umkehr in die Welt der Harmonie. Wenn die Erkenntnis, die sich erst in unserer Zeit vereinzelt meldet, einmal Allgemeingut geworden ist, wird er als das dastehen, was er selbst zu sein glaubte: als einer der größten Maler seiner Zeit, die an großen Malern wahrlich nicht arm war. Er hat mit seiner Malerei nicht etwa sein graphisches Werk abgerundet. Noch weniger bedeutet sie eine Flucht aus den politischen Implikationen dieses Werks. Sie bedeutet schlechthin seine Erfüllung. Sie ist keine Abkehr vom Hauptthema, sondern dessen endgültige Formulierung. Das Thema aber war der Mensch, war Daumiers unerschütterliche Überzeugung, daß jede

Emotion von Grund auf human ist — in der ursprünglichen wie in der übertragenen Bedeutung des Wortes. Diese Überzeugung faßt das Bild als *Projektion einer Erregung* auf, die durch keine „Anordnung von Formen“ je hervorgerufen werden könnte. Und derart wäre Daumier geradezu als Gegenspieler der modernen Tendenzen in der Malerei zu deuten — hätte er sich nicht einer Ausdrucksform bedient, die seiner Zeit um ein halbes Jahrhundert voraus war.

Im Jahre 1867, das zu den großen Erntejahren im Schaffen Daumiers gehört, schuf Manet die „Erschießung des Kaisers Maximilian“. Es war ein gnadenloser Bruch mit der Tradition, es war die restlose Übertragung des Gefühlsinhalts vom Subjekt auf das Bild, und sie führte auf direktem Weg zum logischen Quersprung des 1954 verstorbenen Henri Matisse: auf die Naturferne eines Porträts aufmerksam gemacht, erwiderte er, daß er keine Frauen male, sondern Bilder. Indessen hat sich erwiesen, daß Manets Weg der richtige war. Die unbarmherzige Rückenlinie des Pelotons, die kalte Uniformität der Säbelgriffe und die unerbittlich parallelen Flintenläufe wirken heute noch beklemmend auf den Beschauer — für den sich die tragischen Gestalten des Habsburgers und seiner Schicksalsgenossen längst mit den antlitzlosen Puppen identifiziert haben, die von der Weltgeschichte vor *Manets* Soldaten gestellt sind, nicht vor die längst vermoderten eines mexikanischen Hinrichtungskommandos.

Dann wäre also Daumier tatsächlich ein Vertreter jener Malerei, mit der Manet gebrochen hat? Er ist es nicht. Die monumentale Sparsamkeit seiner Mittel, die formale Bedeutsamkeit seiner Linie und der scheinbar zufälligen Räume dazwischen, kurzum die *zusätzlichen* Erkenntnisse des Malers Daumier lassen ihn eher als Vorläufer jener andern, viel späteren Richtung erscheinen, die ihrerseits mit Manet brechen sollte. Daumier hat seine Zeitgenossen so weit hinter sich gelassen, wie sie selbst Chardin hinter sich ließen. Er war einer der wahren Vorläufer der modernen Malerei, die nur geflissentlich den Ort meidet, bis zu dem er atemlos gelangt war. Der Münchner Don Quixote zum Beispiel könnte im 20. Jahrhundert gemalt sein — nur fragt man sich vergeblich: von wem?

*

Honoré Victorin Daumier wurde, wie sich's gehört, in einer rebellischen Stadt geboren, in der Stadt Marseille, aus der nicht lange zuvor das Lied der Rheinarmee als „Marseillaise“ zurückgeklungen war, und in der noch bis zum letzten Krieg mehr Auf-rührer lebten als Fügsame. Sein Vater, der Glasermeister Auguste Baptiste Louis Daumier, war ein erstaunlich gebildeter und belesener Mann, der Verse schrieb und sich's angelegen sein ließ,

der künstlerischen Begabung seines einzigen Sohns die üblichen Widerstände im Elternhaus zu ersparen. 1814, vor den „Hundert Tagen“, als Honoré sechs Jahre alt war, übersiedelte die Familie nach Paris und lebte dort in ärmlichsten Verhältnissen (in der Rue des Hirondelles, kilometerweit entfernt von der heutigen Rue Daumier im vornehmen St. Cloud). Dem väterlichen Wohnsitz blieb Daumier bis zur Eheschließung treu, der Armut bis ans Lebensende. Trotz seiner märchenhaften Produktivität — das graphische Werk allein umfaßt nahezu 35.000 Blätter — hat er niemals auch nur die bescheidenste bürgerliche Wohlhabenheit gekannt.

Der kleine Honoré wird Laufbursch, zuerst in einer Buchhandlung, später in einer Anwaltskanzlei, und verbringt seine freie Zeit — im Louvre. Den inneren Mechanismus begründen zu wollen, der einem Armeleutekind im Paris der Restauration den Weg zu den Museen weist, wäre ein aussichtsloses Beginnen (wie alles Forschen nach den Beweggründen des Genies, den frühesten wie den späten). Feststeht, daß er schon damals die Welt mit den Augen des Gestaltenden sieht, schon damals zu zeichnen und zu malen beginnt. Ein einziges Blatt aus dieser Zeit ist erhalten, merkwürdigerweise ein Selbstporträt, das ihn als gehetzten, halbverhungerten Buben zeigt. Der verständnisvolle Vater ermöglicht es ihm, die Beschäftigung als Laufbursch aufzugeben und in das Atelier des David-schülers Lenoir einzutreten. Natürlich langweilt ihn das Zeichnen nach Gipsmasken, denn er verfügt über ein unglaubliches visuelles Gedächtnis und zeichnet von Anfang an alles, was er sieht, auswendig — samt Antlitz und Fratze. (Später dann gestattet er sich ein Hilfsmittel, nur eines, und es hätte wahrlich keinem andern als ihm geholfen: nachdem er einer Sitzung der Kammer beigewohnt hat, nur einer, modelliert er die Köpfe von 34 Parlamentariern, die er bemalt und die ihm hinfort, von immer neuen Blickpunkten besehen, als Modelle dienen, solcherart die konsequente karikaturistische Darstellung gewährleistet. Diese 34 Hilfsköpfe hat er allerdings auswendig modelliert...)



DON QUIXOTE UND SANCHO PANSA (Öl)
Reproduziert mit freundlicher Bewilligung der National Gallery, London

Als Zwanzigjähriger nimmt er eine Stelle in einer Druckerei an, wo er Zierleisten und Alphabete zeichnet, also immerhin in seinem Beruf arbeitet. Durch die Vermittlung Ramelets, des Druckereibesitzers, lernt er die Möglichkeiten der neu erfundenen Lithographie kennen. Wie nach ihm Toulouse-Lautrec, beherrscht er das Handwerk im Nu. Er merkt sofort, daß der Stein eine kompromißlosere Technik verlangt als Papier, Kupferplatte oder Leinwand, und für seine kühne Linienführung so recht geschaffen ist. Schon seine frühen Blätter zeigen die atemberaubende Sicherheit der Verkürzungen, die an Michelangelo gemahnen. In der kurzlebigen „Silhouette“ publiziert er die ersten Lithographien. 1831 wird ein Mann auf ihn aufmerksam, der sein weiteres Leben nicht immer freundschaftlich, aber immer entscheidend beeinflussen wird: Charles Philipon, ein kundiger, geschäftstüchtiger Journalist, Herausgeber des Wochenblattes „Caricature“ und der Tageszeitung „Charivari“. Daumier tritt in den Redaktionsstab der „Caricature“ ein, liefert regelmäßige Beiträge, zumeist zu Texten von Philipon, und befreundet sich sogleich mit einem Redaktionskollegen, der als erster die Bedeutung des stilistisch noch keineswegs ausgereiften jungen Mannes erkennt. Der Kollege signiert seine literarischen Beiträge „Alexandre de B.“, aber sein wirklicher Vorname ist gleichfalls Honoré, sein Zuname Balzac. Um ihn versammelt sich sehr bald die kleine Schar von Aufrechten, die dann ein Menschenalter lang für Daumier einsteht.

*

Daumier hat seine Tätigkeit nicht lange nach der Juli-revolution von 1830 begonnen, aus der vermutlich das heute noch gültige Leitmotiv der französischen Politik stammt: „Plus ça change, plus c'est la même chose.“ Mit hemmungsloser Heftigkeit attackiert er — unter dem Pseudonym „Rogelin“ — das Regime Louis Philippes. Als er in seiner Zeitschrift „Gargantua“ den Bürgerkönig beim gierigen Verschlingen von fetten Budgets zeigt, wird er wegen Majestätsbeleidigung unter Anklage gestellt und zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt, die er in einer Zelle voll Ungeziefer und Ratten widerspruchslos absitzt. Persönliche Unbill, das zeigt sich später noch oft, kann er ohne Murren ertragen.

Nach seiner Freilassung beginnt er mit den Angriffen auf Thiers, von denen er bis zum Jahre 1852 nicht ablassen wird — ohne daß es diesen fast pausenlos erfolgenden Attacken in zwei Jahrzehnten gelungen wäre, den finsternen Thiers von seinem Platz in der Weltgeschichte zu verdrängen. Ist aus solch einer eklatanten Niederlage der kämpferischen Moral auf die Vergeblichkeit geistiger Angriffe überhaupt zu schließen? Liegt die Aufgabe des Satirikers nicht vielmehr in einer Schärfung und Schulung des öffentlichen Bewußtseins, die sich notwendig mit deprimierender Langsamkeit vollziehen muß? In einer Störung der allgemeinen Indolenz, einer Beunruhigung der Schläfrigen, in der Erweckung von Kräften, die erst späteren Rebellen jenen Sukkurs bringen werden, auf den die Vorhut noch verzichten muß? So scheint jedenfalls Daumier seine Aufgabe gesehen zu haben. Er hat Unruhe gestiftet bis zum letzten Augenblick, bis zu seiner Erblindung.

1834 kommt es zu neuerlichen Erhebungen, die von den royalistischen Truppen in Blut ertränkt werden. Daumier

wird Augenzeuge des Gemetzels in seinem Wohnviertel und publiziert fast unmittelbar nachher seine „Rue Transnonain“. Der ermordete Kleinbürger, in Hemd und Nachtmütze vor dem zerwühlten Bett auf dem Boden liegend, ist in seiner grausigen Simplität vielleicht die stärkste Anklage, die je ein Zeichenstift hervorgebracht hat; sie wirkt um ihrer Zeitnähe willen noch beklemmender als ähnliche Blätter Goyas: auf wenigen Quadratzoll erscheint die blutige Ernte des Verrats, den die Söhne an der Republik der Väter begangen haben. Das Blatt erregt ungeheures Aufsehen, die Vernichtung des Steins wird angeordnet, und mit dem Verbot der „Caricature“ kommen die berüchtigten Septembargesetze ins Rollen, die zur Aufhebung der Pressefreiheit führen.

*

Im Jahre 1844 heiratet Daumier, sechsunddreißigjährig, die Schneiderin Marie Alexandrine Dassy. Sie bleibt die einzige Frau im Leben dieses Musterehemannes, hält mit allen Tugenden der kleinbürgerlichen Französin seine äußere Existenz in Ordnung, und nicht einmal das ständige Geplänkel mit der Alltagsnot kann dem häuslichen Glück der beiden etwas anhaben. Théodore de Banville, der Daumier um diese Zeit gekannt hat, schildert ihn in seinen Memoiren als „berstend von Kraft und Güte, das Antlitz von der Flamme des Geistes erhellt“.

Erstaunlicherweise beginnt die Beliebtheit Daumiers beim Leseublikum der Philipon-Blätter abzunehmen. Gerade diejenigen, für die er kämpft, wollen weniger aufgerührt und mehr unterhalten werden. Besorgt stellt sein Entdecker fest, daß die Auflageziffer des noch erscheinenden „Charivari“ ständig sinkt. Aber Angst und Sorge um Popularität dringen nicht bis zu Daumier. Die Jahre nach der Niederwerfung der April-Unruhen gehören zu seinen besten. Seine kritische Kraft steht im Zenit. Unter anderm arbeitet er an der berühmten Serie „Caricaturana“ (1836—1838) und bedient sich dabei der Figur des „Robert Macaire“, die Frédéric Lemaître auf der Bühne kreiert hat. Der skrupellose Gauner im respektablen Gewand des königstreuen Bürgertums soll alle jene treffen, die sich in ihm erkennen — und es erkennen sich viele: Beamte, Parlamentarier, Minister, neureiche Industrielle, Geschäftemacher — die ganze Meute, die Guizots berühmtes „Enrichissez-vous!“ auf ihre Fahnen geschrieben hat. Doch behält Daumier als Lieblingssymbole der arrogierten und mißbrauchten Macht die Advokaten und Richter bei — vielleicht weil er sie aus seinen Lehrjahren am besten kennt, vielleicht und wohl eher, weil ihm die komödiantische Tradition ihres Metiers als sinnfälligster Ausdruck der Lüge erscheint. Und wie sie lügen, die Juristen Daumiers! Mit den Lippen, denen unaufhaltsam theatralische Klischees entströmen, mit den Händen, die aus flatternden Talarärmeln zur großen Geste vorstoßen, mit den Augen, die Zeugenschaft heischend zu einem Himmel aufblicken, den sie nicht sehen. Sie belügen gleichzeitig die Klienten und die Richter, deren Teilnahmslosigkeit und stupiden Dünkel Daumier nicht minder wütend anprangert als die heuchlerische Erregung ihrer Gegenspieler. Seine Gerichtsszenen haben die Aktualität am längsten überlebt. Sie treffen ins kalte Herz der Zivilisation: in die Rechtsprechung.

Um diese Zeit ergeben sich die ersten Kontakte zum Don Quixote-Thema, das ihn nicht mehr loslassen wird.

Es mag da ein Protest gegen den immer noch starken Einfluß Davids mitspielen, der die befreienden Kräfte der Nation in den großen Idealen der Vergangenheit gesucht hatte (für den radikalen Freund Robespierres ein höchst suspektes Bemühen). Daumier weiß, daß die Feudalherrschaft endgültig tot ist. Er sieht die Karikatur jener Könige, die Frankreich groß gemacht haben, in Fleisch und Blut vor sich, spürt wie Balzac die positiven Kräfte im aufsteigenden Bürgertum und ahnt von fern doch auch die lauernde Kraft des vierten Standes. Er selbst ist durchaus kein Don Quixote. Er rennt nicht gegen Windmühlen an, sondern gegen die sehr realen Stützen des Regimes; und dem Bauernlummel, der nebenher reitet, haucht er seine Seele ein.

*

Schon vorher, zu verschiedenen Zeiten, hatte er im fremden Medium der Ölmalerei experimentiert. Aber erst 1848, auf dem Höhepunkt seines Lebens, wird er ein Maler. Sein erster Erfolg ist die buchstäblich im Rauch der Barrikaden gemalte „Republik“, jene monumentale Ur-Mutter, die die Kinder der Revolution säugt. Sehr bald aber wählt er seine Vorwürfe aus dem üblichen Stoffkreis der Zeitgenossen, malt Badende, Reiter und Bühnenszenen. Es scheint tatsächlich, als wolle er sich aus dem Tagewerk des Geißlers in die Malerei „zurückziehen“. Allerdings hat er auch seine eigenen Themen: wuchtig-feminine Wäscherinnen, Arbeitende bei ihrer Tätigkeit, und immer wieder, vor den Ständen der Bouquinistes, jene Kupferstich-Sammler, für die er eine halb boshafte, halb zärtliche Liebe empfindet. In den vielerlei Variationen des vertrauten Objekts zeigt sich am deutlichsten seine malerische Experimentierfreude. Das Licht, gewöhnlich einem einzigen hellen Blatt hinter den melancholischen Zylinderhüten entstrahlend, macht aus den schrulligen Figuren sehr oft einen Rembrandt, manchmal einen Caravaggio, niemals einen Spitzweg und immer einen Daumier.

Was die oberflächlichen Betrachter übersahen, war die erdrückende Kraft dieser Malerei, die zähe und selbstbewußte Materie, der drohende Symbolismus. Nein, Daumier verschwendete seine Mittel nicht an „Erholung“. Er malte einfach die andere Seite, die gute Welt, die darzustellen sich lohnte, die vereinfachten Formen der Menschlichkeit, die Kontinuität des Lebens. Und auf eine merkwürdig kontrapunktische Art stellen diese Bilder zugleich die Kontinuität der Malerei sicher.

Die finanziellen Erfolge seiner neuen Tätigkeit sind gleich null, die Popularität seiner Beiträge im „Charivari“ verflüchtigt sich unauffhaltsam in der Pseudokonjunktur der Zeit nach dem Staatsstreich. 1860 trifft ihn ein Schlag, der für jeden andern eine Katastrophe wäre: Philippon

kündigt ihm den Vertrag. Daumier, an hartes Leben längst gewöhnt, setzt seine Arbeit fort, als sei nichts geschehen, und was immer er da und dort veröffentlicht, ist vollendet; fast möchte man glauben, die Unwirtlichkeiten des Lebens hätten seine Luzidität und sein sublimes Können noch gesteigert. Im Jahre 1864 ruft Philippon ihn zurück. Jetzt, endlich, zeigen sich auch die ersten Anzeichen der öffentlichen Würdigung, die dem Genie so lange vorenthalten blieb. 1870 wird ihm und Courbet, der in



PARIS, RUE TRANSONAIN (Lithographie)

mancher Hinsicht sein Schicksalsgenosse war, die Ehrenlegion angeboten. Beide weisen sie zurück. Courbet weitet die Ablehnung zu einer politischen Demonstration aus, Daumier führt lediglich ins Treffen, daß er für öffentliche Ehrungen bereits zu alt sei. Während des Kriegs von 1870/71 zeigen sich die ersten Symptome einer Herzkrankheit und des Augenleidens, das ihn 1875 zwingt, die Arbeit aufzugeben. 1877 erblindet er völlig. Er ist jetzt so arm, daß er die ohnehin bescheidene Wohnung in der Rue d'Anjou, die er seit seiner Verheiratung innehat, räumen muß. In Valmondaire, im Departement Seine et Oise, mietet er ein winziges Landhaus und kann auch hier den Zins nicht aufbringen. Sein treuer Freund Corot kommt mit großer Selbstverständlichkeit und noch größerem Takt zu Hilfe: er kauft kurzerhand das Häuschen, macht Daumier glauben, daß er nur die früheren Besitzer zu ärgern beabsichtige, und schenkt es ihm. Die Gruppe der Intimen, mit Corot und Daubigny an der Spitze, erreichen sogar, daß ihm eine kleine Pension ausgesetzt wird.

Im Frühjahr 1878 kommt seine erste Kollektivausstellung zustande: mit fast 100 Gemälden, 140 Graphiken, einer Reihe von Porträtbüsten und der unsterblichen Bronzefigur „Ratapoil“, der Karikatur des dritten Napoleon. Für die Veranstalter wird die Ausstellung ein finanzieller Verlust. Aber Daumier ist jetzt anerkannt und arrivierte, jetzt, da sein Leben rasch zu Ende flackert. Am 8. Februar 1879 erleidet er in seinem Garten einen Herzanfall. Tags darauf ist der große Kämpfer gegen die großen Lügen tot.

W. H. AUDEN

Musik bei Shakespeare

Auf die wichtige Rolle der Musik im Werk Shakespeares wurde schon von zahlreichen Forschern hingewiesen. Wilson Knight und andere haben festgestellt, daß er der Musik unter den Symbolen des Guten den gleichen Rang einräumt, den unter den Symbolen des Bösen der Sturm innehat. Die Vorliebe, mit der Shakespeare Musik verwendet oder zu Vergleichen heranzieht, bedeutet indessen noch nicht, daß er musikalisch gewesen ist. Musikalische Vergleiche gehörten einfach zu der damals geltenden Renaissance-theorie über Wesen und Wirkung der Musik. Jeder Zeitgenosse Shakespeares, der gefragt worden wäre: „Was ist Musik?“, hätte darauf ungefähr die Antwort gegeben, die Lorenzo in der letzten Szene des „Kaufmann von Venedig“ Jessica gibt. James Hutton hat die Entwicklung der Musiktheorie von Pythagoras an verfolgt und den Ursprung der meisten von Lorenzo verwendeten Begriffe nachgewiesen. Danach läßt sich die Auffassung der Renaissancezeit etwa folgendermaßen skizzieren:

1. Die Musik nimmt unter allen Künsten eine Sonderstellung ein, denn sie wird als einzige Kunst selbst im Himmel geübt. Ihr widmen sich Geschöpfe, die vom Sündenfall unberührt geblieben sind. Dagegen ist mißtönendes Getöse eines der auffallendsten Merkmale der Hölle.

2. Da der Mensch imstande ist, mathematische Proportionen zu begreifen, geht auch die Sphärenmusik nicht über sein Begriffsvermögen. Das menschliche Ohr kann sie freilich nicht hören, weil es ein Organ des Körpers und darum dem Wandel und dem Tod ausgesetzt ist. Doch haben im Ausnahmezustand der Ekstase einzelne Menschen schon Sphärenmusik vernommen.

3. Die Musik der Sterblichen ist zwar weit weniger vollkommen als die unhörbare Musik, erinnert aber doch an die göttliche Ordnung. Darum wird ihr auch die Macht zugeschrieben, wilde Tiere zu zähmen, Wahnsinnige zu heilen und Schmerz zu lindern. Wer die Musik nicht liebt, beweist damit, daß er böse ist und sich der Harmonie des Alls nicht unterordnen will.

4. Nicht alle Musik ist gut. Es gibt eine böse Art von Musik, die den Menschen schwächt und verderbt; diese Musik ist Teufelswerk. Im allgemeinen gilt die alte Musik als gut, die neue als verderblich.

Einem Theaterbesucher, der von dieser Theorie nichts gehört hat, würde im Werk Shakespeares manches entgehen.

Wystan Hugh Auden wurde 1907 in England geboren und lebt seit Jahren in Amerika. Er gehört zur „mittleren Generation“ der angelsächsischen Literatur, in der er vor allem als Lyriker einen hervorragenden Platz einnimmt; doch tritt er auch als Dramatiker und Essayist hervor. Eine Auswahl aus seinen Gedichten ist in deutscher Übersetzung unter dem Titel „Das Zeitalter der Angst“ erschienen. Sein Essay über die Rolle der Musik bei Shakespeare, den wir in einer leicht gekürzten Fassung veröffentlichen, erschien zuerst in *ENCOUNTER* (London).

Die Dramatiker der Elisabethanischen Zeit mußten über die große Rolle der Musik im Leben der damaligen Gesellschaft Bescheid wissen, gleichgültig, ob sie sich selbst für Musik interessierten oder nicht. Sie mußten wissen, daß es etwas über den Charakter eines Menschen aussagt, welche Art von Musik er liebt, wie er Musik anhört und warum er Musik machen will.

Ein Dramatiker späterer Epochen hätte es schon schwerer gehabt, solche Erkenntnisse in seinen Stücken anzuwenden, es sei denn, er hätte eben ein Stück über Musiker geschrieben. Aber die Tradition der Elisabethanischen Bühne gestattete und begünstigte die Verwendung von Lied und instrumentaler Musik im Sprechstück. Das Publikum wollte es so. Dabei kümmerte sich der durchschnittliche Theaterbesucher natürlich sehr wenig um die dramaturgische Beziehung der Lieder zum Stück als Ganzem. Der Dramatiker aber mußte eine prinzipielle Entscheidung treffen: entweder er hielt Musiknummern in einem Sprechstück für überflüssige Episoden und weigerte sich, sie nur dem Publikum zu Gefallen einzufügen; oder er mußte sein Stück so bauen, daß die Musiknummern eben keine Episoden waren, sondern wesentliche Strukturelemente.

Dies war der Standpunkt Shakespeares, und deshalb mußte es möglich sein, folgende Fragen zu stellen:

1. Warum ist ein bestimmtes Musikstück gerade an dieser Stelle und an keiner andern eingefügt?

2. Wenn es sich um ein Lied handelt: warum hat es dann gerade diese Stimmung und diesen Text?

3. Warum wird es gerade von dieser Person des Stücks und nicht von einer andern gesungen? Sagt das Lied über die betreffende Person etwas aus, was nicht auch auf andere Weise ausgesagt werden könnte?

4. Welche Wirkung übt diese Musik auf den Zuhörer? Würde er sich anders verhalten, wenn die Musik wegfiel?

*

In keiner anderen Kunst kann man zwei einander bekämpfende Wesenszüge so klar erkennen wie in der Musik: den Formwillen und den Wunsch nach persönlichem Ausdruck. Eine entfernte Analogie hiezu besteht allenfalls in der Malerei. Es scheint mir, daß die Vokalmusik die gleiche Rolle in der Musik spielt wie der nackte Körper in der Malerei. Beide enthalten ein wesentlich erotisches Element, das immer ein wenig in Gefahr ist, ins Sexuelle abzugleiten. Ohne das erotische Element der uenschlichen Stimme und des nackten Körpers wären beide Künste ziemlich leblos. Da wir aber unseren Gehörsinn nicht so regulieren können wie unseren Gesichtssinn, und da die Töne der Musik nicht Gedanken ausdrücken

wie Worte, oder Dinge darstellen wie Linien und Farben, können wir viel schwerer begründen, warum uns ein Musikstück gefällt, als das bei einem Buch oder bei einem Bild der Fall ist.

Shakespeare bedient sich der Instrumentalmusik entweder um dieseitigen Stimmungen Ausdruck zu verleihen — der Heiterkeit durch einen Tanz, dem Schmerz durch einen Trauermarsch — oder um die Atmosphäre einer übernatürlichen, magischen Welt heraufzubeschwören. In diesem Fall ist der Musik meist die Anweisung „feierlich“ vorangestellt. Sie kann die Stimme des Himmels sein — die unterirdische Musik, die Antonius' Soldaten hören, die Musik, von der Königin Katharinas Visionen begleitet werden; oder sie wird auf Befehl von Geistern einer Zwischenwelt wie Oberon und Ariel gespielt, um einen magischen Einfluß auf die Menschen zu üben, oder auf Anordnung von Weisen, wie es Prospero oder die Ärzte in „König Lear“ sind.

Die „feierliche“ Musik erklingt im allgemeinen hinter der Bühne; sie kommt also aus dem Unsichtbaren, und die Darsteller können daher auch nicht bewußt auf sie reagieren. Sie können die Musik entweder nicht hören oder können die Wirkung, die von ihr ausgeht, nicht kontrollieren. So übt die einschläfernde Feenmusik im „Sturm“ (II. Akt, 1. Szene) auf Antonio und Sebastian, im Gegensatz zu Alonso und den anderen, keinen Einfluß aus. Damit ist das schurkische Wesen jener bewiesen; sie haben keine Musik in ihren Seelen — und folgerichtig benützen sie die so geschaffene Gelegenheit, um Alonsos Ermordung zu planen.

Bei einigen Gelegenheiten, so bei der Vision des Posthumus (Cymbeline, V. Akt, 4. Szene), läßt Shakespeare gesprochene Verse von Instrumentalmusik begleiten. Dadurch wird dem Sprecher etwas von seiner Persönlichkeit genommen, und was er zur Musikbegleitung spricht, ist weniger seine eigene Aussage, als eine von ihm vermittelte Botschaft. In „Antonius und Kleopatra“ findet sich (IV. Akt, 3. Szene) ein gutes Beispiel für das dramaturgische Geschick, mit dem Shakespeare solch eine übernatürliche musikalische Ankündigung placierte. Die erste Szene hatte uns den kalten, berechnenden Oktavius gezeigt, der die Herausforderung des Antonius zum Zweikampf ablehnt und für den kommenden Tag die Schlacht anordnet. Oktavius sieht in der Ritterlichkeit nichts als einen kindischen Mangel an Selbstbeherrschung und hat für seinen Gegner nur ein verächtliches „Poor Anthony!“ übrig. Hierauf sehen wir Antonius in höchster Aufregung mit seinen Freunden sprechen:

„ . . . Gib mir die Hand.

*Du warst ehrlich und treu: und so auch du,
Und du, und du, und du: ihr dientet brav . . .
Wer weiß, ob ihr mich wiederseht; und tut ihr's,
Ob nicht als blu'gen Schatten; ob nicht morgen
Ihr einem Andern folgt. Ich seh' euch an,
Als nähm' ich Abschied. Ehrlich, liebe Freunde,
Ich stoß' euch nicht von mir, nein, bleib' eu'r Herr,
Vermählt bis in den Tod so treuem Dienst.
Gönnt mir zwei Stunden noch, mehr bitt' ich nicht,
Und lohnen's euch die Götter!“*

Wir wissen bereits, daß Enobarbus, der in dieser Szene anwesend ist, sich entschlossen hat, Antonius zu verlassen.

Es folgt die Szene mit den gemeinen Soldaten, in der übernatürliche Musik ankündigt, daß „Gott Herkules, den Mark Anton geliebt . . . ihn jetzt verläßt“. Daraus soll uns klar werden, daß Oktavius, Antonius, Kleopatra und Enobarbus nur Werkzeuge höherer Mächte sind und daß sie durch ihre Taten, seien sie moralisch oder unmoralisch, die Pläne dieser Mächte verwirklichen müssen, ohne an ihnen etwas ändern zu können. Das Selbstvertrauen des Oktavius und die bösen Vorahnungen des Antonius sind berechtigt, aber keiner von beiden weiß es, denn keiner von beiden hat die übernatürliche Musik gehört. Wir aber, die wir sie als Zuschauer gehört haben, wissen, daß Antonius — obwohl er die erste Schlacht gewinnt — zum Schluß verlieren muß, und dieses unser Wissen umgibt seinen vorläufigen Sieg mit einer Tragik, die er nie besäße, wenn jene Musik nicht erklungen wäre.

*

In den Stücken Shakespeares gibt es zwei deutlich unterscheidbare Arten von Liedern: manche werden improvisiert, zu manchen wird ein Darsteller von einem andern aufgefordert. Das geschieht allerdings nur dann, wenn es völlig sicher ist, daß der betreffende Darsteller auch ein guter Sänger ist. Wir wissen nicht viel über die Musik der zeitgenössischen Shakespeare-Aufführungen. Aber aus den wenigen erhalten gebliebenen Liedern jener Zeit läßt sich schließen, daß den Anforderungen, die sie gestellt haben, nur sehr gute Stimmen und nur sehr gute Musiker gewachsen sein konnten.

Während des Lieds wird nicht nur der Dialog, sondern auch die Handlung unterbrochen. Der Schauspieler hört auf, seine Rolle zu spielen und wird zum Sänger. Auch die Zuschauer interessieren sich in diesem Augenblick nicht für die Rolle, die er im Stück darstellt, sondern für die Qualität seines Gesangs. Eine Elisabethanische Schauspielertruppe, in deren Repertoire sich Stücke mit Liedern befanden, mußte also zumindest einen ausgebildeten Sänger engagieren. „Viel Lärm um Nichts“, „Was ihr wollt“ und „Wie es euch gefällt“ kämen sehr gut ohne Balthasar, Amiens und den Narren aus, wenn die Darsteller dieser Rollen keine Lieder zu singen hätten. Dennoch gibt Shakespeare selbst den Trägern kleinerer Rollen eine auf ihren Gesang abgestimmte Charakteristik mit, und wenn die Gelegenheit sich bietet, lenkt er die Aufmerksamkeit des Publikums noch eigens auf diesen Punkt. So etwa in „Viel Lärm um Nichts“ (II. Akt, 3. Szene):

Don Pedro: Kommt, Balthasar, singt das Gedicht noch einmal.

Balthasar: Mein Fürst, verlangt nicht von so rauher Stimme
Zum zweitenmal dies Lied euch zu verderben.

Don Pedro: Stets war's ein Merkmal der Vortrefflichkeit,
Durch Larve die Vollendung zu entstellen.

Oder er demonstriert die tiefe Unlust des Berufssängers, der zum Vergnügen anderer singen muß, auch wenn ihm nicht danach zumute ist; wie in der Szene zwischen Jaques und Amiens in „Wie es euch gefällt“ (II. Akt, 5. Szene):

Jaques: Mehr, mehr, ich bitte dich, mehr!

Amiens: Meine Stimme ist rau; ich weiß, ich kann euch nicht damit gefallen.

Jaques: Ich verlange nicht, daß ihr mir gefallen sollt; ich verlange, daß ihr singt . . . Wollt ihr singen?

Amiens: Mehr auf euer Verlangen, als mir zu Gefallen.

Dieses Motiv findet sich auch in „Romeo und Julia“, wo die Situation der schlechtbezahlten Musikanten dem Leben ihrer reichen Auftraggeber gegenübergestellt wird. Die Musikanten sind von den Capulets engagiert worden, um bei der Hochzeit Julias mit Paris aufzuspielen. Sie sind für die Capulets keine Menschen, sondern Gegenstände, die Musik hervorbringen. Ihrerseits sehen auch die Musikanten in den Capulets nichts weiter als Gegenstände, die Geld zahlen. Als sie zur Hochzeit kommen, erfahren sie von Julias vermeintlichem Tod und von der Absage der Hochzeit. Julia bedeutet ihnen nichts, aber daß sie tot ist, bedeutet ihnen eine Menge: sie werden nun kein Geld bekommen. Ob sie oder die Capulets überhaupt etwas für Musik übrig haben, kommt gar nicht zur Sprache. Zu einer Hochzeit gehört einfach Musik, und wenn es jemandes Beruf ist, Musik zu machen, dann macht er sie eben. Shakespeare zitiert an dieser Stelle auf sehr geschickte und ironische Art ein Gedicht von Richard Edwardes („In Commendation of Musick“):

Peter: „Wenn in der Leiden hartem Drang
Das bange Herze will erliegen,
Musik mit ihrem Silberklang —“
Warum „Silberklang“? Warum „Musik mit
ihrem Silberklang“?
Was sagt ihr, Hans Kolophonium?

1. *Musikant:* Ei nun, Musje, weil Silber einen feinen Klang hat.

Peter: Recht artig! Was sagt ihr, Michael Hackebrett?

2. *Musikant:* Ich sage „Silberklang“, weil Musik nur für Silber klingt.

*

Da für die Dauer eines „bestellten“ Lieds die Handlung unterbrochen wird und da das Lied andererseits nicht nur ein unbedeutendes Zwischenspiel sein soll, müssen die Personen des Stücks, die das Lied zu hören wünschen, nicht nur ein glaubhaftes Motiv dafür haben, sondern auch die Muße, es anzuhören. Deshalb finden sich solche Lieder nur selten in Tragödien, weil hier der Weg des Helden zur Katastrophe nicht unterbrochen werden darf, oder in historischen Stücken, deren Charaktere als Männer der Tat keine Muße haben. Auch geschieht es nur sehr selten, daß jemand einem Lied um seiner selbst willen zuhört. Denn wenn einer nichts andres im Sinn hätte als Musik, müßte er alles um sich vergessen, auch das Stück. Mir ist nur eine einzige Ausnahme von dieser Regel gegenwärtig, und zwar in „Heinrich VIII.“ (III. Akt, 8. Szene). Katharina hört den Orpheus und seine Laute. Sie weiß, daß der König sich von ihr scheiden lassen will, glaubt sich aber aus religiösen Gründen dagegen wehren zu müssen, ungeachtet aller Konsequenzen. Im Augenblick kann sie nichts tun als warten. Und ihre Lage ist zu ernst und schmerzlich für Wachträumereien:

Königin: Nimm deine Laute, Kind, mich trübt der Kummer;
Zerstreu' ihn, wenn du kannst, laß' deine Arbeit.

Der Text des nun folgenden Lieds hat nichts mit irgendwelchen Gefühlen zu tun und bezieht sich in keiner Weise auf die Situation der Königin. Trotzdem bedeutet das Lied für die Königin eine Erleichterung und Entspannung: einfach dadurch, daß sie zuhört. Die Musik kann zwar den Schmerz nicht heilen, aber sie kann ihn für eine wenn auch noch so kurze Zeit lindern.

In interessantem Gegensatz dazu steht die 1. Szene des IV. Akts von „Maß für Maß“. Auch hier hört eine unglückliche Frau einem Lied zu. Aber Mariane, anders als Katharina, will ihren Schmerz nicht vergessen. Sie gibt sich ihm hin. Sie genießt geradezu die Rolle der Verlassenen. Der Text des Liedes spiegelt ihre eigene Verfassung wider, und indem sie sich beim Herzog entschuldigt, verrät sie sich:

Mariane: O lieber Herr, verzeiht! Ich wünschte fast,
Ihr hättet nicht so sangreich mich gefunden.
Entschuldigt mich und glaubt, wie ichs euch sage,
Es war nicht Lust, nur Milderung meiner Plage.

In seiner Antwort nimmt der Herzog eine eher puritanische Stellung zur Musik ein, was durchaus in den Stil dieses puritanischsten aller Shakespeare-Stücke paßt:

Herzog: Recht wohl; doch üben Töne Zauberkraft,
Die Schlimmes gut, aus Gutem Schlimmes schafft.

Daß Musik auch vorsätzlich in böser Absicht verwendet werden kann, zeigt Shakespeare in „Die beiden Veroneser“. Proteus hintergeht seinen Freund Thurio. Während die von ihm verlassene Julia zuhört, umwirbt er Silvia und hofft, sie durch sein Lied zu verführen. Er ist ein schwacher, nicht unbedingt ein schlechter Charakter. Er schämt sich für das, was er tut. Und genau so, wie er den Unterschied zwischen guten und schlechten Taten kennt, kennt er auch den Unterschied zwischen gut gespielter und schlecht gespielter Musik.

Wirt: Was ist euch, Freund? Gefällt euch die Musik nicht?

Julia: Ihr irrt, der Musikant gefällt mir nicht.

Wirt: Warum, mein artiges Kind?

Julia: Er spielt falsch, Vater.

Wirt: Wie? Greift er unrecht in die Saiten?

Julia: Das nicht; aber er reißt so in die Saiten, daß er die Saiten meines Herzens zerreißt . . .

Wirt: Ich merke, ihr habt keine Freude an der Musik.

Julia: Nicht die geringste, wenn sie so mißlautet.

Wirt: Hört, welch ein schöner Wechsel in der Musik.

Julia: Ach, dieser Wechsel ist das Böse.

Wirt: Ihr wollt, daß sie immer dasselbe spielen?

Julia: Ich wollte, daß derselbe immer dasselbe spielte.

Eine ähnliche Funktion hat die Musik in „Cymbeline“ (II. Akt, 3. Szene) bei der Werbung des Cloten um Imogen. Cloten, eine hoffnungslos verlorene Seele, besitzt infolgedessen kein Organ für Noten und Töne. Musik interessiert ihn nur als erotisches Lockmittel und als solches will er sie auch verwendet sehen:

Cloten: Erst ein vortreffliches, gut gespieltes Ding; nachher ein wunderbar süßer Gesang, mit erstaunlichen, übermäßigen Worten dazu. Dann mag sie sichs überlegen . . .

(Der Schluß des Artikels folgt im nächsten Heft.)

MOZARTS DAUERRESIDENZ: WIEN

DIE MUSIKALISCHE JANUAR-BILANZ

DASS DIE ZAUBERFLÖTE von Mozart und Schikaneder ist, merkt man den neuen Kostümen und Dekors von *Georges Wakhewitsch* nicht an. In ihrer steifen Pracht sind sie eher Händel angemessen; beim Überwinder des Barocks wirken sie als Anachronismus und belasten das zarte Singspiel mit Bleigewichten. Man hätte die fällige Neuausstattung einem deutschen Bühnenkünstler anvertrauen und die vorgeschriebenen Vorhallen, Tempel und Gewölbe beibehalten sollen. Es vollzieht sich alles in undeutlich markierten Räumen, die Feuer- und Wasserprobe bleibt, wie so vieles andere, unverständlich; kurz, es ist schade um die „Zauberflöte“.

Rennert tat unter diesen Umständen das Menschenmögliche und rettete, was zu retten war. Daß er das wirklich lächerliche Posaunenblasen Sarastos und seiner Priester eliminierte, ist sein Hauptverdienst; nun legen sie die Hände auf die Brust, was viel würdiger ist. Und ehe sie den Beschluß fassen, den sie als „einen der wichtigsten unserer Zeit“ bezeichnen, wandeln sie in tiefen Gedanken oder sich zu zweit beratend durch die Hallen, wobei im gelösten Fließen ihrer langen Gewänder der neue Menschlichkeitsgedanke zum Ausdruck kommen soll.

Josef Krips dirigierte auswendig. Das sagt alles. Als Mozartkenner und -ausleger können sich ihm nur wenige vergleichen, als Erzieher von Orchester und Sängern zu Mozart wohl überhaupt niemand. Die allerschwerste Stelle, das von der Erde zum Himmel aufsteigende, völlig luftige, allerzarteste, körperlose „Pa-pa, pa-pa-pa“ usw. hat er den Philharmonikern beigebracht; und was die meisten Sänger ihm verdanken, wissen wir vom Theater an der Wien her. Wenn heute Wilma Lipp eine in jeder Beziehung hervorragende Pamina ist (nachdem sie jahrelang eine der besten Königinnen der Nacht gewesen), so schuldet sie Krips den Dank dafür. Wir besuchten die Premiere der sogenannten „Zweitbesetzung“, zu der — glückliches Wien — so erstklassige Sänger gehören wie eben *Wilma Lipp*, *Rudolf Schock*, *Gottlob Frick*, *Walter Berry* (dessen Papageno ein liebenswerter Naturbursch nach dem Herzen Schikaneders ist); dazu, beiden Besetzungen gemeinsam, die Damen *Scheyrer*, *Ludwig*, *Rössel-Majdan*, *Rothenberger* (Papagena), *Köth* (Königin der Nacht); und *Eberhard Wächter* (Sprecher), und *Peter Klein* (Monostatos).

IN BRÜSSEL werden wir auf der Weltausstellung mit dem neuen (Salzburger) Figaro vertreten sein, und zwar so, daß Wiens Ruhm als Mozartstadt eine neue Bestätigung findet. Ohne Überschwenglichkeit dürfen wir feststellen, daß solche Vollkommenheit auf der ganzen Welt in jedem Jahrzehnt nur einmal erreicht wird — und in jedem Jahrzehnt ereignet sich das immer wieder in Wien. Hier, statt weiterer Besprechung, die Ehrentafel dieser Aufführung: Leitung: *Karajan*, Regie: *Rennert*, Bilder und Kostüme: *Maximowna*, Graf *Almaviva*: *Wächter*, Gräfin: *Schwarzkopf*, *Susanne*: *Seefried*, *Figaro*: *Kunz*, *Cherubin*: *Ludwig*, *Basilio*: *Klein*, *Marcelline*: *Rössel-Majdan*, *Bartolo*: *Czerwenka*.

WIRKLICH NEU an der neuen „Salome“ sind nur die Kostüme *Ita Maximowna*: prächtige Stoffe, so das Changeant der blau-grünen Staatsrobe, die *Elisabeth Höngen* vorteilhaft zur Geltung bringt, und das mit Metallfäden durchwirkte Tetrarchengewand *Max Lorenz*, der dazu eine kostbare orientalische Goldhaube trägt. Phantastisch die Uniformen der römischen Krieger, nicht historisierend, wie sich's Direktor Striese vorgestellt haben mag, eher Paraphrasen der Legionärstracht im Renaissance-Geschmack. Am wenigsten von der ganzen Pracht bekommt erstaunlicherweise die arme Salome ab: zu ihrer ständigen Ekstase hätten grellere Farben besser gepaßt als das etwas stumpfe Lila und Weinrot ihrer Fähnchen. — Das Bühnenbild ist das gleiche geblieben, was zu begrüßen ist: seine Sparsamkeit lenkt nicht von der Musik ab, die gerade in dieser Oper Alleinherrscherin zu sein hat. Bei *George Szell* befindet sie sich in besten Händen: an *Strawinsky* und *Schönberg* geschult, liegt ihm weniger an der Eleganz als an der Maßlosigkeit dieser Partitur. Das Orchester geht zu Tüchlichkeiten über. Und das soll es ja auch. — Von der gewohnten Besetzung seien die hervorragenden Leistungen *Christl Goltz* (Salome), *Paul Schöfflers* (Jochanaan), *Ivo Zideks* (Narraboth) und *Oskar Czerwenkas* (bzw. *Gottlob Fricks*) als Nazarener besonders erwähnt.

„WACHSZIEHER“ nennt man in der Wiener Volkssprache einen Dirigenten, der zu schleppende Tempi nimmt. Das war auch die Meinung des Stehparterres im Großen Musikvereinsaal, als *Krips* Brahms'

Dritte etwas zu sehr nach dem beschaulichen Extrem hin interpretierte. Bei den abschließenden lustigen Streichen Till Eulenspiegels gerieten er und die Symphoniker wieder in Fahrt, nachdem sie *Wolfgang Schneiderhan* in Frank Martins Violinkonzert kongenial begleitet hatten. Das Werk liegt Schneiderhans Spielfreude, seinem warmen, innigen Ton und seiner Hinneigung zum Virtuosen so auffallend, daß man glauben möchte, es sei ihm (und nicht Schneeberger) auf den Leib geschrieben. Er und Krips gestalteten die Verschmelzung symphonischer und konzertanter Strebungen ungemein überzeugend. Mit dem ersten Satz treten wir in einen geheimnisvollen Märchenwald, den Horn (Motiv aus Martins Ariel-Gesängen) und Solovioline sehnachtsvoll durchhallen; die Formel dafür wäre etwa: Webers Romantik mit Debussys Klangpalette. Das Andante lassen Cello, Oboen und Fagotte in herrliche Tiefendimensionen von ungemein vieldeutiger Tonalität wachsen, deren Kompliziertheit durch zahlreiche Doppelkreuze gekennzeichnet ist. Und im Presto-Finale bringt die Flöte das für die moderne Musik seit dem Tristan-Vorspiel charakteristische aufsteigende Quartenthema, das in zahlreichen Wiederholungen und Aspekten den ganzen Satz beherrscht.

VON ERNST KRENEK haben wir einmal gesagt, er sei so gescheit, daß ihm der Geist manchmal zum Widersacher wird. Als bestes Beispiel dafür, wie er sich zuweilen von seinem überlegenen Verstand unterkriegen läßt, können wir heute seine Symphonie „Pallas Athene“ anführen, die er aus seiner Oper „Pallas Athene weint“ entwickelt hat. Hier ist die „Idee einer kompromißlosen Schöpfung“ so konsequent realisiert, daß es einem vor lauter Gedankenreichtum fast das Herz abdrückt. Wahrhaftig, man hält den Atem an, mit welcher Meisterschaft da das reiche Themenmaterial in sehr persönlicher Zwölftonsprache zum Bau einer Symphonie klassischer Art gefügt ist. Und der geniale Einfall, die menschliche Stimme durch Harfe und Celesta wiederzugeben, da es sich ja eigentlich um eine göttliche handelt und Himmelshauch glaubhaft nur diesen Instrumenten zu entlocken ist! Über dem dumpfen Rollen der großen Trommel steigt aus Urtiefen der „ungeheure Klagelaut“ der Vernunftgöttin auf. Sie weint über die Unvernunft der Menschen, die vor der Gewalt kapitulieren, die Athen und Sokrates, die Freiheit und Gerechtigkeit zugrunde gehen lassen, weil sie die Gabe des Denkens zu gering achten. In jedem Takt

dieser grandiosen Schöpfung ist Krenek ganz nahe daran, durchs Verwickelte zum Einfachen durchzustößen, das Begriffliche zum Gestalthaften zu erlösen, sich von seinem eigenen Schwung mitreißen zu lassen in den gewaltig entfesselten Strom urmusikantischer Lust. Doch sind wir weit entfernt, ihm gerade bei einem solchen Bekenntniswerk seine Entsagung vorzuwerfen. Hier sollten ja nicht „praktische Resultate erzielt“ werden.

THEODOR BERGER erzielt sie mit seiner „Chronique symphonique“ (aus der Ballade für großes Orchester umgearbeitet), einem Draufblick auf unsere Zeit der Maschinen, auf stampfende und malmende Weltstädte, auf Plackerei und Mühsal ohne Sinn, auf Freizeit ohne Inhalt. Eine fesselnde Entfesselung wilder Rhythmen, vielleicht das beste, was wir von Berger hörten. — Dagegen kommen Wolfgang Fortners „Mouvements“ nicht zum Zuge. Verschiedene Anläufe bleiben stecken, weil kein Einfall da ist, ihnen weiterzuhelfen. Die Stilelemente, aus denen das Ganze zusammengemixt ist (Reihen, Jazz und Romantik) verbinden sich nicht miteinander und werden nur notdürftig durch den Klavierpart verklammert, den *Jacques Klein* mit Können und Brio interpretierte. — Und Hans Werner Henze enttäuschte wieder einmal; diesmal so gründlich, daß an seinem Aufkommen gezweifelt werden darf. Das Nebeneinander von Amstettner Jazz (Mitglieder des Tanzorchesters de Groof) und orchestralen Einschaltungen (Symphoniker), die das Provinzgedudel leicht paraphrasieren, wirkt in seiner Konzertsuite aus „Maratona di danza“ (1957) geradezu anstößig. In Berlin mag das optische Moment über die absolute Leere dieses Bargeklimpers hinweggetäuscht haben: man sah da einen Dauertänzer, der seinen Sieg in der Weltmeisterschaft büßt und vor Erschöpfung tot zu Boden sinkt. Wo aber das Akustische allein entscheiden soll, versagt es hilflos. *Hans Swarowsky* widmete sich den vier so ungleichartigen Werken mit der gleichen Gewissenhaftigkeit und Hingabe. Er zählt zu den wenigen Dirigenten, die warmblütig genug sind, sich mit Enthusiasmus für neue Werke einzusetzen, mutig genug, sie gegen alle Widerstände zur Diskussion zu stellen und intelligent genug, ihre unerhörten Schwierigkeiten unumschränkt zu bewältigen.

WOLFGANG SCHNEIDERHAN hat sich ein paar junge Leute ausgesucht und aus ihnen eine prächtige Arbeitsgemeinschaft gebildet. Leider in Luzern, nicht in Wien. Sie sind unter dem irreführend nach

Fremdenfang klingenden Namen „*Festival Strings Lucerne*“ bekanntgeworden, zu deutsch Festfiedler, möchten die Tradition der früheren Stadtpfeifer wiederbeleben (ohne irgendwelche Tümelei) und haben uns bewiesen, daß rechte Gesinnung und ehrliches Wollen dieses Ziel auch heute erreichen lassen. Ihr Vivaldi (Konzert in A-Dur) erinnert an die Stadtmusici von Rom, an Purcell gehen sie mit tiefem Ernst heran, wie es sich beim „*Orpheus Britannicus*“ ziemt (Pavane-Chaconne) und Bach (Violinkonzert in E-Dur) wird einwandfrei musiziert, mit dem Lehrer und Meister Schneiderhan als großartigem Solisten. Die zwölf Deutschen, Schweizer und Österreicher führt als Primus inter pares vom Pult aus Rudolf Baumgartner an.

DER AKADEMIE-KAMMERCHOR, 1946 von Ferdinand Großmann gegründet, seit 1955 unter der Leitung von Günther Theuring, präsentierte sich mit einem interessanten Programm. Jakobus Gallus, alias Jakob Handl, ein Zeitgenosse Palestrinas und Orlando di Lassos, war mit dem sechsstimmigen „*Jerusalem gaude*“ vertreten, Antonio Lotti, der unmittelbare Vorgänger Scarlattis, mit dem besonders schön und in reicher dynamischer Schattierung gesungenen achtstimmigen „*Crucifixus*“, Buxtehude mit dem „*Neugeborenen Kindelein*“ und Monteverdi mit dreien seiner „*Scherzi musicali*“. Den Übergang zu den Modernen bildeten Milhaud mit „*Deux Poèmes*“ und Kodály mit den Liedern aus der Matra-Gegend. Einen guten Eindruck hinterließen Friedrich Wildgans mit drei kleinen geistlichen Motetten voll verteuftelt schwieriger, ständig wechselnder Metren, und Friedrich Cerhas fünf Rubajjat des Omar Chajjam, besonders wo sie mit rhythmischen und allerhand sonstigen Finessen (Puccini-Floskeln, Tupftechnik usw.) humoristische Wirkungen erzielen. Das wichtigste Werk des Abends aber war Hans Erich Apostels „*Um Mitternacht*“ op. 16 (Mörike), ungemünzt dicht in der heiklen, delikaten Linienführung, von großer Kühnheit selbst im Atonalen und so differenziert angelegt, daß mit sechs Stimmen nur schwer das Auslangen gefunden wird. — Der Chor ist übrigens ein polyglottes Wunder.

ZEHN WAGNER-OPERN würden nicht hinreichen, das ganze Leben des Simplicius Simplicissimus zu vertonen. So hat Karl Amadeus Hartmann nur drei Szenen aus der Jugend des tumben Knaben ausgewählt, mit Scherchen und Petzet zu einem Musikdrama komprimiert und dieses 1934 komponiert, bzw. 1956 neu gefaßt.

Paul Angerer führte es mit Kammerchor (einstudiert von Gillesberger), Kammerorchester, einem Sprecher (*Andreas Wolf*) und den durchwegs ausgezeichneten Solisten *Steingruber, Patzak, Equiluz, Braun* und *Hencl* im Mozartsaal zum erstenmal konzertant auf. Hartmann hat sich hier unmittelbarer, krasser ausgedrückt als sonst. Wer nach Mahler oder dem frühen Hindemith hat noch so packende Märsche geschrieben? Dabei verleugnet er in keinem Takt seinen Lehrmeister Webern. Unbekümmert um intellektualistische Einwände holt Hartmann alles heran, was dem starken, direkten Ausdruck zu dienen vermag. Er zitiert Bach („Nun ruhen alle Wälder“), sogar Borodin, verwendet rein tonale und Vielklang-Akkorde, groteske, drollige und possenhafte „*Redensarten*“ in der Art Mahlers, Summhöre sowie höfische und bäuerliche Tänze und Lieder. Dabei ist die Partitur so fest gefügt, daß kaum eine Note mehr Platz fände, aber auch keine fehlen dürfte.

DAS MÜNCHENER KAMMERORCHESTER unter *Hans Stadlmair* interpretierte ein buntes Allerlei in etwas handfester Weise. Auf Strawinskys Concerto in D, das recht bemüht klang, folgte Rossinis Streichersonate (C-Dur) in sozusagen optischer Plastik, insofern nämlich jedes Thema als Opernfigur auftrat und die Themensplitter im Kontrabaß sehr lustig wirkten. Die Sonate bildete einen guten Übergang zu Franz Schuberts fünf deutschen Tänzen. Nach der Pause kam die Novität an die Reihe, Gerhard Wimbergers Concerto für Klavier und fünfzehn Streicher: *Hans Bohnenstingl* bewältigte den schwierigen Solopart mit der federnden Kraft, die er erfordert; nach kurzer, schwirrender Orchestereinleitung sausen harte Akkordschläge des Klaviers gewollt barbarisch nieder; harte Bewegung füllt die beiden ersten Sätze; das Lento führt von geheimnisvollem Sirren des Klaviers, der Pringeige und zweier Celli über einen affektgeladenen Mittelteil zu sordiniertem Ausklang; im Finale sind wieder alle Schleusen geöffnet, gläserne Klänge wechseln ab mit skurrilen Evolutionen des Kontrabasses, der gezupft und mit der flachen Hand geschlagen wird, auch mit rhythmisch ungemein dezidierten Partien — es ist alles da, was man von einem Klavierkonzert verlangen kann, das ja schließlich auch ein Effektstück zu sein hat. — Den Abschluß bildete Bartóks „*Divertimento*“, das selbst in einer nicht durchaus vorbildlichen Aufführung seine tiefe Wirkung keineswegs einbüßt.

•HANNs WINTER

HANS WINGE

Die mürrischen Idole

WANDLUNGEN DES STARBEGRIFFS VON VALENTINO ZU MARLON BRANDO

Als die Menschen sich Götzenbilder aufstellten, gaben sie ihnen die Fratzen oder die Harmonie ihrer eigenen Gedanken, schnitzten die Beständigkeit ihrer eigenen Furcht oder Ruhe in sie hinein, damit Furcht und Ruhe von dort her immer wieder beziehbar und ausdeutbar blieben.

An die Stelle der Götzen traten später lebende Menschen, die in Aussehen, Gehaben, Ängsten und Hoffnungen der Vorstellung breiterer Schichten entsprachen und diesen Schichten vorführten, was sie nachzuahmen wünschten. Hiebei mußte der Wirkungskreis des Bühnenkünstlers kleiner bleiben als der seines Filmkollegen, den die technische Vervielfältigung binnen kurzer Frist in viele Länder brachte, während der Bühnendarsteller bestenfalls in einigen Städten bekannt wurde. Auf Kosten seiner sprachlichen Ausdruckskraft konnte der Filmschauspieler mit Hilfe der Synchronisationsprothese auch fremdsprachige Länder betreten und gewinnen, wenn nur seine pantomimische Leistung genügend tragfähig war.

Das Publikum spürte die Beispielhaftigkeit mancher Filmerscheinungen früher als diese selbst. Das Starsystem ist keine Erfindung der Filmindustrie. Es wurde ihr von den Zuschauern, die immer wieder nach Mary Pickford fragten, einfach aufgezwungen. Dieses kleine, zarte, blond-gelockte Mädchen wollten sie unablässig sehen. Und ganz ähnlich wurde Henny Porten zum Haushaltsgötzen mit deutscher Innigkeit, Seelenblick und züchtiger Schelmerei erhoben.

*

Uneinheitlich und ungeklärt blieben die Ursachen der gewaltigsten Wirkung, die jemals von einer Filmschauspielerin ausging: die Wirkung der Garbo. Noch heute sind sich ihre Bewunderer nicht einig, ob sie eine große Schauspielerin war oder gar keine. Hier scheinen undefinierbare Wirkungen aufzutreten, die mit den enormen Vergrößerungen der Gesichtslandschaft und den abnormen Lichtverhältnissen des Films zusammenhängen. Zwischen Brauen, auf Nasenflügeln, an Mundwinkeln lassen sich Dramen beobachten. In Pupillen läßt sich lesen. All das bot das Antlitz der Garbo — nach der Erforschung durch ihren ersten Regisseur, Mauritz Stiller. Für viele Jahre wurde sie zur reinen Abgöttin der Harmonie. Nachahmen ließ sich diese Schönheit nicht. Nur die traurige Sehnsucht, der unruhige Durst nach Entferntem und Unerreichbarem wurde von vielen Frauen in schmerzlich gekrümmten Mundwinkeln getragen. Und das gefiel auch den Männern. Die Generation der Garbo fand ihr Glück in einem harmonischen Leid mit intellektuellen und melancholischen Vorbehalten.

Ganz andere Wünsche erfüllte ihr früherer Kollege Rudolph Valentino, ein italienischer Kellner, der mit

koketten Mandelaugen sein weibliches Publikum ins Schlafzimmer dirigierte. Die humorlose Direktheit dieser wandelnden Pornographie hob sich in voller Schärfe vor allem in den angelsächsischen Ländern hervor. Seine berühmteste Rolle hieß „Der Scheich“. Noch heute, Jahrzehnte nach seinem Tode, ist das in Amerika die Bezeichnung für einen Mann, der sich des weiblichen Ansturms nicht erwehren kann.

Sein deutscher Gegenspieler Bruno Kastner entsprach dem ganz anders gearteten Ideal seiner Heimat, wo man die korrekt absolvierte Militärdienstzeit gerne mit den Manieren eines Schwerenöters kombiniert sah. Ein Teil der männlichen Nachkriegsjugend ahmte sein Perlenlächeln nach und seine kesse Freundlichkeit. So wollte sie sich sehen. Kastners Nachfolger Harry Liedtke fügte diesen Eigenschaften noch eine Prise Ironie hinzu, um die mokante Distanz vorzutäuschen, die den müden Herzensbrecher auszeichnet.

*

Am Beginn der Dreißigerjahre kündigte sich in der Jugend Amerikas ein drohender Zug an, der in Clark Gables grob-muskulösem Charme eine erste Gestalt gewann. Mit den Gangsterdarstellern James Cagney, Edward G. Robinson und George Raft wurde es gefährlicher. Cagney war es, der zum erstenmal auf einer Kinoleinwand eine Grapefruit im Gesicht einer amerikanischen Frau zerquetschte. Dieser drahtige, ewig gereizte, box- und schießtüchtige Ire, der zögernde Frauen genau so ohrfeigte wie zögernde Kumpane, wurde das Idol der Jugendlichen zu beiden Seiten des Ozeans.

Reservierteren Vorstellungen entsprachen in Amerika der Engländer Ronald Colman und der Franzose Maurice Chevalier, in Deutschland Rudolf Forster und Carl Ludwig Diehl, denen sich nach 1933 Willi Birgel zugesellte. Sie unterschieden sich vor allem durch den „guten Stall“, aus dem sie offensichtlich kamen, von Emporkömmlingen wie Liedtke oder Fritsch oder Gable. Sie verkörperten den Konservatismus.

Nach dem Einschnitt des zweiten Weltkriegs und nachdem die Staubwolken der Entrümmung sich verzogen hatten, schien ein Vakuum auch unter den Idolen ausgebrochen zu sein. Verzweifelt analysierten die Filmproduzenten die Kassenrapporte. Die alten Stars zogen nicht mehr recht. Und plötzlich, während der Wirtschaftskörper noch zuckte, waren sie da: die neuen Stars.

Sie sahen ganz anders aus, als Stars bisher ausgesehen hatten, und sie kamen auch aus ganz ungewohnten Gegenden. Die Männer waren weder elegant noch schön, weder sieghaft noch liebenswürdig. Sie hießen Marlon Brando und James Dean.

Der stumpfe, niemals lächelnde, mieselsüchtige Brando der „Endstation Sehnsucht“ verkörperte die brutale Kraft ohne Verzierungen und faszinierte sofort breite Schichten der Jugend. Cagney hatte noch auf stutzerhafte Eleganz Wert gelegt. Brando lief als Kowalski in unsauberem Schweißhemd herum. Aber ins Dunkelste der dunklen Wunschbilder seines Publikums traf Brando erst mit dem Film „Der Wilde“, als er die gleißende Ledertracht der Motorfahrer anlegte.

Das Drehbuch dieses Films beruhte auf einer Kurzgeschichte, die bald nach Kriegsende in „Harper's Magazine“ erschienen war. Um jene Zeit begannen auf den Landstraßen Südkaliforniens Rudel von jugendlichen Motorradfahrern aufzutauchen, die in geordneten Zweierreihen dahindonnerten und sich in einheitlicher Kleidung zu erscheinen bemühten. Die Burschen trugen alle überdimensionale Schutzbrillen, die nahezu drei Viertel des Gesichts bedeckten, schwarze, glänzende Lederjacken, eng anliegende Hosen aus Kord, schwarze, bis zur Wade reichende Schaftstiefel und lackierte Sturzhelme oder Schildmützen; ihre Hemden standen bis zum Gürtel weit offen. Die Mädchen waren ganz ähnlich gekleidet, nur an Stelle der Hemden trugen sie klösterlich bis zum Kinn hochgerollte Pullover. Am Wochenende verwandelten sich kleine Angestellte und Handwerker — unkenntlich durch ihre Brillenmasken und die Anonymität der Gruppe — in gefährliche Horden. Sie überfielen Ortschaften, schlugen Schaufenster ein, demolierten Läden, plünderten Kassen, verprügelten die Männer und vergewaltigten die Frauen. Wenn sie anhielten, um Benzin und Bier zu tanken, wurden landsknechtartige Späße getrieben. Eine Photoserie in „Life“, unter Lebensgefahr für den Reporter hergestellt, zeigte die jungen Helden, wie sie sich das Bier bacchisch über den halbnackten Oberkörper gossen, die Mütze tief im Genick, die Haare schweißfeucht, ein Bein über die Lenkstange geworfen, den Blick irr von Stolz, Herausforderung und Furcht.

Diese Neo-Terroristen der Zeit nach dem zweiten Weltkrieg unterschieden sich grundlegend von der Jugend der Zwanzigerjahre und gingen beträchtlich über die Vorbilder von Chicago hinaus. Das Auftreten in anonymen Gruppen mußte an die Kapuzen des Ku-Klux-Klan erinnern, in denen sich auch der kleine Mann groß fühlen durfte. Schaftstiefel, Lederjacken und Schildmützen waren die romantischen Attribute nationalsozialistischer Organisationen gewesen, welche die amerikanische Jugend durch viele Text- und Bildberichte kennengelernt hatte. Und wie Ku-Klux-Klan und SA hatten auch die kalifornischen Horden ihre Führer. In der Verfilmung der Kurzgeschichte, die sich im Milieu dieser Jugendlichen zutrug, spielte Brando einen solchen Führer. Er repräsentiert die Gruppe, läßt durch sie seine Wünsche ausführen und benimmt sich so lange wie ein kleiner Pascha, bis es in gewissen Zeitabständen für ihn notwendig wird, durch Raufhändel mit Führern anderer Horden wieder seine Kraft und damit sein Führertalent zu beweisen.

*

Der Film wurde ein sensationeller Erfolg. Die Jugendlichen dreier Kontinente waren vom „Wilden“ fasziniert,* und an die Stelle der gesprochenen Werbung um das Mädchen trat die geknatterte. Marlon Brando und James

Dean reden nicht, sie knurren. Lächeln gilt als weibisch, Nettigkeit als weichlich, und aus der Not, sich nicht ausdrücken zu können, wird die Tugend des Kommandorufs.

Sicherlich ohne es zu ahnen, demaskiert diese Jugend durch ihre Maskerade eine erschreckende Anfälligkeit für eine Barbarei, von der sie aus eigener Anschauung gar nichts weiß, ja die ihr wohl kaum in Erinnerung sein kann: denn sie alle waren, als der Krieg endete, noch kleine Kinder. Was liegt hier vor?

Ein Film James Deans trug den bezeichnenden Titel „Rebel Without a Cause“. Und dieser Typus des jugendlichen rebellierte tatsächlich, ohne eine Causa zu haben — um der Rebellion willen. Der Aufstand gegen die Eltern, gegen die Tradition wäre ein altes Vorrecht jeder Jugend. Aber die heutige macht den Eindruck, als wolle sie gegen das ungeordnete Erbe einer Ära protestieren, die 1945 wohl doch nicht ganz zu Ende ging. Nach dem ersten Weltkrieg hatte sich die Brutalität noch nicht politisch organisiert. Deshalb genügten der elegante Verführer Valentino, der korrekte Herzensbrecher Kastner. Heute scheint die Jugend von ihren Idolen zu fordern, daß sie verschüttete Schuldgefühle freimachen. Wie sehr Brando und Dean schon vorhandenen Wunschbildern entsprachen, beweisen im übrigen auch die jungen „Hooligans“ der östlichen Länder. Obwohl ihnen die Filme jener Idole nicht zugänglich sind, kleiden und benehmen sie sich wie ihre westlichen Altersgenossen. Die andeutende Beschreibung genügt ihnen. Sie verstehen genau, worauf sie gewartet haben.

*

Die jungen Mädchen dieser Schicht fanden im Schmollmäulchen der Brigitte Bardot das mimische Symbol ihrer Gefühle. Die Negativität ihrer männlichen Partner drängte sie in eine noch passivere Rolle. Sie haben nicht einmal mehr den Talmiglanz der Gun-Molls, der Gangsterliebchen aus Cagneys Zeit. Eine neue Publikumsschicht war in der Nachkriegszeit hochgekommen und nahm die Verschiebung der weiblichen Anziehungskraft von den Beinen (Marlene Dietrich) hinauf zur Büste (Gina Lollobrigida) willig auf. Es schwellt Italiens Nationalstolz, daß Lollo sogar Hollywood nötigte, eine Monroe und eine Mansfield zu erfinden. Die Modewirtschaft verdient dank Lollo Millionen. Auch die Nervenärzte, zu denen sich die Patientinnen mit kleineren Busen und deshalb größerer Lebensmüdigkeit drängen, können nicht klagen. Die kleinen Schauspielerinnen aller Länder lassen sich in viel zu engen Pullovern photographieren, um künstlerisch aufzufallen. Sogenannte Fan-Clubs schießen hoch, in denen sich die Verehrer bestimmter Stars zusammenfinden, um in gemeinsamen Kulthandlungen ihre Anbetung zu verrichten. Auch hier kommt es zu Störungen der eigenen Persönlichkeit und nicht selten zu grotesken Nachahmungsversuchen.

Somit bleibt die positive Rolle festzustellen, die das weibliche Geschlecht auch in der heutigen Gemüts-Balance spielt. Schließlich haben ja nicht alle Jugendlichen ihre Bestätigung im Schmollen gefunden. Das tröstet. Vielleicht werden auch die anderen eines Tags wieder aufhören, mürrisch mit männlich zu verwechseln.

*) In seinem Couplet vom „Wilden mit der Maschin“ bringt Helmut Qualtinger, der eminent begabte Wiener Kabarettist, die ziellos-irrsinnige Vehemenz des Drauflosfahrens auf eine Formel, die zugleich einen der hysterischen Grundzüge unserer Zeit einfängt: „Ich hab' zwar keine Ahnung, wo ich hinfahr' — aber dafür bin ich früher dort!“

FORVM

bringt in den kommenden Heften:

Anna Kéthly

POLITIK IM EXIL

Miloš Vaněk

RÄTSELHAFTE TSCHECHOSLOWAKEI

(Zum 10. Jahrestag der kommunistischen Machtergreifung)

Klaus Dohrn

DIE SCHEINTOTEN IDEOLOGIEN

Ignazio Silone

THOMAS MANN UND DIE POLITIK

Felix Hubalek

WER KAUFTE EINE MILLION JUDEN?

(Zur Geschichte von Joel Brand)

Alexander Lernet-Holenia

BELAGERUNG UND ENTSATZ VON WIEN

(Aus einer Prinz Eugen-Monographie)

Friedrich Saathen

DER ESSAYIST ERNST KRENEK

George Mikes

REISEBERICHTE AUS ASIEN

Eric Singer

DAS BÄNKELLIED

Robert Kann

DAS ÖSTERREICH ARTHUR SCHNITZLERS

Edouard Roditi

MUSILS BEGEGNUNG MIT GIDE

FORVM

erscheint mit Unterstützung des „Congrès pour la Liberté de la Culture“, einer internationalen Organisation, deren Hauptsitz sich in Paris befindet und in deren Rahmen auch die Zeitschriften PREUVES (französisch), ENCOUNTER (englisch) und CUADERNOS (spanisch) publiziert werden. Mit anderen Organisationen als dem „Kongreß für die Freiheit der Kultur“ steht FORVM in keinem Zusammenhang.

Redaktion und Verwaltung: Wien VII. Museumstraße 5, Tel. 44 15 77. Eigentümer, Herausgeber und Verleger: „Schriften zur Zeit“ Ges. m. b. H. Verantwortlicher Redakteur: Franziska Klepp. Alle Wien VII. Museumstraße 5. Druck: Brüder Rosenbaum, Wien V.

FORVM erscheint am Beginn eines jeden Monats. Einzelpreis S 6.— (Deutschland DM 1.50, Schweiz Sfr. 1.50).

Abonnementpreis: halbjährig S 30.— (DM 7.50, Sfr. 7.50), ganzjährig S 60.— (DM 15.—, Sfr. 15.—)

USA und Übersee: ganzjährig US \$ 4.—.

Auslieferung für die Deutsche Bundesrepublik einschließlich Westberlins:
W. E. Saarbach, Ausland Zeitungshandel, Köln, Gertrudenstraße 30.

Einzahlungen im In- und Ausland: Creditanstalt Bankverein Wien, Konto FORVM IAN-2513, oder auf Postsparkassenkonto 151.804.

Unverlangte Manuskripte werden nur dann zurückgeschickt, wenn ihnen das entsprechende Porto beiliegt.

DIE POLITISCHE MEINUNG

Monatshefte für Fragen der Zeit

bringt in seinen nächsten Heften:

Michael Freund:

DAS GEHEIMNIS UM PEARL HARBOUR

Anton Böhm:

WIEDERVEREINIGUNG
IN FALSCHER SICHT

Ernst Steinbach:

AUSHÄNGESCHILD CHRISTENTUM?

Johannes Jacobi:

DAS THEATER FLIEHT DIE POLITIK

R. B. M. Italiaander:

WAS WIRD AUS AFRIKA?

F. O. Miksche:

TECHNISCHES ODER POLITISCHES
SOLDATENTUM?

WAS WIRD AUS DER BUNDESWEHR?
(Untersuchungen und Dokumente zur deutschen
Entwicklung)

Einzelpreis DM 1.50

VERLAG
STAAT UND GESELLSCHAFT
G.M.B.H. · KÖLN

AKTUELL

in der Berichterstattung

SERIÖS

in der Aufmachung

PARTEIFREI

in der Meinung

ist die dominierende
Wochenzeitung Österreichs

Die Wochen-Presse

DAS ÖSTERR. NACHRICHTENMAGAZIN

S 2.—

REDAKTION UND VERWALTUNG

WIEN I. FLEISCHMARKT 3—5

Tel. 52 16 91 (R 10 5 80)

DIE

ZUKUNFT

Sozialistische Monatsschrift für
POLITIK · WIRTSCHAFT · KULTUR

Das

Februar-Heft

bringt unter anderem:

OSCAR POLLAK

Zur Programmdiskussion
der Sozialisten

J. W. BRÜGEL (London)

Das Dritte Reich greift nach Österreich

ERNST GEHMACHER

Wer ist die öffentliche Meinung?

THEO NEUMANN

Ja, wir haben uns geändert

HEINZ KIENZL

Integration oder Autarkie

32 Seiten

2.50 Schilling

Über Neuerscheinungen auf dem Gebiete der
schönen und politischen Literatur unterrichtet
die ständige Rubrik

DAS LEBENDIGE BUCH

PREUVES

publie, sous la direction de F. Bondy,
dans son numéro de

FÉVRIER

GEORGE KENNAN

A l'Est de Suez

EDOUARD RODITI

Entretien avec Chagall

GUIDO PIOVENE

Voyage en Italie

ROMAIN GARY

Deux rayons de soleil
(récite)

STEPHEN SPENDER

Lettre de Tokyo

PREUVES: 23, rue de la Pépinière — Paris 8e
Le n° de 96 pp. ill.: 230 frs. · CCP: Paris 178-00

In Wien zu beziehen durch:

BUCHHANDLUNG AM KÄRNTNERTOR
Wien I. Kärntnerstraße 51

BUCHHANDLUNG GEROLD & CO.
Wien I. Graben 31

BUCHHANDLUNG HEGER
Wien I. Wollzeile 2

BUCHHANDLUNG HÖZL
Wien I. Seilergasse 3

Preis: S 15.—

ÖSTERREICHISCHE MONATSHEFTE

BLÄTTER FÜR POLITIK,
KULTUR UND WIRTSCHAFT

bringen im

Februar-Heft

unter anderem:

Staatssekretär

DR. HERMANN WITHALM

Aspekte der Volksaktie

DR. FRITZ HAMP

Die große Bruderschaft

Minister a. D. JOSEF KRAUS

Die Aktualität des Raiffeisengedankens

EDWIN ROTH (London)

Probleme der britischen Konservativen

DR. WILHELM BÖHM

Konservative Sozialpolitik
in Altösterreich

neben anderen grundsätzlichen Auf-
sätzen, Glossen und einer Bildbeilage.

24 Seiten

2.50 Schilling

Redaktion und Verlag
der „Österreichischen Monatshefte“
Wien I. Kärntnerstraße 51
Chefredakteur: Friedrich Abendroth

PUBLIZISTIK

Zeitschrift für die Wissenschaft von Presse,
Rundfunk, Film, Rhetorik, Werbung
und Meinungsbildung

HERAUSGEBER:

Emil Dovifat · Walter Hagemann
Wilmont Haacke
Erscheint alle zwei Monate
Einzelheft DM 4.80

Heft 1 · Januar/Februar 1958

INHALT:

HANS BRAUN (München):
Journalismus im Miteinander der Ge-
sellschaft

KARL BUCHHEIM (München):
Preußische Pressepolitik zur Zeit der
Olmützer Punktation 1850/51

WALTER HAGEMANN (Münster):
Nochmals: Abdanken?

WALTER J. RAUCH (Duisburg):
Das zeitungswissenschaftliche Studium
in der Sowjetunion

HERMANN DEML (München):
Der neue Kurs der ungarischen Presse

HEINZ BÄUERLEIN (München):
Shelly als Publizist

Mitteilungen / Bibliographien / Rezensionen

Weiter in unserem Verlag:

DER JOURNALIST Handbuch der
Publizistik, 416 S. mit Bildteil, Ganz-
leinen DM 24.— (4. Band 1958 soeben
erschienen)

PUBLIKATION Monatszeitschrift für
Autoren und Verleger

Fordern Sie bitte Prospekte und Probe-
exemplare

VERLAG B. C. HEYE & CO.
BREMEN POSTFACH 831